

Sitzungsberichte der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Philosophisch-historische Klasse

Jahrgang 1951, Heft 5

Von der älteren zur neueren Theorie
der politischen Ökonomie

Von

Otto von Zwiedineck Südenhorst

Vorgetragen am 4. Mai 1951

München 1952

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Inhaltsübersicht

I. Vom Schicksal theoretischer Gegensätze	5
II. Ältere und neuere Theorie	9
III. Besonderheiten der Theoretisierung ökonomischer Erscheinungen .	13
IV. Von der Statik zur Dynamik	31
1. Begriffe und Problemstellung	31
2. Ungenügen der Statik	35
3. Aufgaben der Dynamik	43
4. Führt ein Weg von der Statik zur Dynamik ?	50
5. Rückblick	55
V. Euckens neue Morphologie	57
VI. Die Theorie im Banne der Vollbeschäftigungspolitik	72
VII. Die Stellung des Staates in der Theorie und zur Theorie	86
Namensregister	95

I

Vom Schicksal theoretischer Gegensätze

Die Aufgabe, über die Entwicklung einer Wissenschaft in einem bestimmten Zeitabschnitte ein Urteil oder auch nur einen Einblick abzugeben, setzt gewisse Überlegungen voraus. Dies gilt namentlich für Zeiten, in denen eine Wissenschaft durch grundsätzliche, insbesondere methodologische Gegensätze geradezu gespalten erscheint. Es sei nur daran erinnert, daß speziell in der deutschen Sozialwissenschaft in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Streit zwischen den jüngeren historischen einerseits, der ausgesprochen theoretischen (insbesondere vom Grenznutzenprinzip ausgehenden) Richtung andererseits dermaßen wogte, daß man es nicht für möglich halten konnte, es werde jemals ein Anhänger der theoretischen Richtung in Schmollers ganz überwiegend historisch geführtem Jahrbuch für Gesetzgebung zu Wort kommen. Wenn dies dann doch bald nach der Jahrhundertwende möglich, ja Tatsache geworden ist, so dürfte das vor allem zwei Ursachen zu danken sein: einmal der zunehmenden Abklärung der Persönlichkeiten, die auf beiden Seiten den Richtungen die pointierten Noten gaben, also, wenn man so will, der besänftigenden Wirkung des Alters; und zum zweiten dem Umstande, daß beide Teile die Berechtigung einer Zielsetzung der Arbeit auch im Sinne der anderen Richtung wirklich erkannt haben,¹ womit der ursprünglich geradezu konträre Gegensatz erheblich verblaßt war.

¹ In meinem eigenen akademischen Schicksal habe ich diese Wandlung in der Haltung der führenden Persönlichkeiten der beiden Richtungen und das damit gewonnene Sich-gegenseitig-Verstehen- und -Geltenlassen erleben dürfen: Als ich mich an der Wiener rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät habilitierte, war Carl Menger noch im Amte und hat meinem als Habilitationsschrift eingereichten Buche „Lohnpolitik und Lohntheorie mit besonderer Berücksichtigung des Minimallohnes“ (Leipzig, Duncker & Humblot 1900) als Referent nicht opponiert, obwohl dasselbe zum großen Teil gegenständlich und in der Argumentierung historisch orientiert war. Wie er

Schon die historische Abschwächung solcher Tatsache der Gegensätze wissenschaftlicher Richtungen verpflichtet, nicht zu vergessen, daß unsere wie manche andere Wissenschaft zu den Kulturelementen gehört, über die ein einigermaßen richtiges Urteil erst geraume Zeit nach ihrer Wirksamkeit, kaum jemals mitten im Gewoge der Meinungen, das durch ihr Auftreten ausgelöst wird, gewonnen werden kann. Wenn im folgenden der Versuch unternommen werden will, die Wandlungen in der nationalökonomischen Theorie im Laufe der letzten Jahrzehnte zu kennzeichnen, so geschieht dies im Hinblick darauf, daß in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts in der Sozialökonomik Lehren aufgekommen sind, die sich in ihrem Kern, und das ist schon ihre Problemstellung, ganz besonders schroff und weitgehend ablehnend gegen wesenswichtige klassische und neoklassische Lehren gestellt haben. Im neueren Schrifttum unseres Faches, namentlich in der wissenschaftlichen amerikanischen Literatur wird eine „Revolutionierung der ökonomischen Theorie“ behauptet, so daß die alte Lehre, die so lange in ihren klassischen und neoklassischen Fassungen als ein gesichertes Fundament, als ein *rocher de bronze* galt, zum mindesten bedroht erscheint.

Gegenüber dieser scharfen und nicht bloß in einer Richtung geführten Angriffsbewegung ist nun freilich die erkenntnistheoretische Überlegung zu beachten, daß seit Amonns grundlegenden Klarstellung zur Logik unserer Wissenschaft¹ zwischen Erfahrungsobjekt und Erkenntnisobjekt wenigstens in der ökonomischen Theoretisierung unterschieden werden muß, so daß die

hat mir auch das damals als Finanzminister amtierende Fakultätsmitglied Herr v. Böhm-Bawerk, nächst Menger der Hauptvertreter der österreichischen theoretischen Schule, mündlich versichert, er erachte die historische Arbeit in unserer Wissenschaft für so wichtig, daß er meine Tätigkeit als Privatdozent begrüße. Das Gegenstück zu dieser Einstellung der Theoretiker darf in Schmollers Entscheidung gesehen werden, als ich ihm auf seine Einladung, die Neuauflage des großen Werkes v. Böhm-Bawerks *Kapital und Kapitalzins*, in seiner Zeitschrift zu besprechen, schrieb, ich könnte diese Besprechung nicht in einem seiner gegenüber der Wiener Schule ablehnenden Haltung entsprechenden Sinne halten. Er antwortete, er sei weit entfernt, eine positiv wirkende Besprechung des Werkes in seinem Jahrbuch abzulehnen.

¹ Alfred Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie*, 2. Aufl., Leipzig und Wien 1927.

Beurteilung dieser neueren aggressiven Lehren, die die Unhaltbarkeit alter Lehren behaupten, sinnvoll nur möglich ist, wenn die erwähnte erkenntnistheoretische Unterscheidung berücksichtigt wird.

Danach ist es also von Belang, ob schon in den Tatsachen des Wirtschaftslebens, also in dem Erfahrungsobjekt der Wissenschaft, so weitgehende Wandlungen eingetreten sind, daß die damit in die Erscheinung getretenen Neuerungen als ein wesentlich anderes Erfahrungsobjekt die Grundlage für neue Erkenntnisaufgaben bilden konnten, ja mußten, so daß sich damit das Erkenntnisobjekt, wenigstens in gewissen Beziehungen der Inhalt der Lehre, schlechthin ändern mußte.

Denn für die Gegensätze zwischen einer neuen gegenüber einer alten Lehre und damit für das Urteil einer solchen neuen Lehre über die älteren Theorien bestehen folgende Möglichkeiten:

1. Die ältere Lehre kann von Tatsachen, also einem Erfahrungsobjekt, ausgegangen sein, und damit von Annahmen, die schon der Wirklichkeit ihrer eigenen Zeit nicht entsprachen, so daß die abgeleiteten Lehren von vornherein unwirklich waren und demzufolge nur hypothetischen Charakter hatten oder als Irrtümer erkannt werden können oder müssen.

2. Die ältere Lehre kann dadurch unwirklich geworden sein, daß sich die Tatsachen und Annahmen, wenn sie ursprünglich wirklich sein wollten, unzutreffend geworden sind. Dabei ist wieder zu unterscheiden, a) ob die Lehren für die Anwendung in der veränderten Gegenwart, insbesondere zu irgendwelchen wirtschaftspolitischen Maßnahmen nicht mehr eine richtige Grundlage bilden, also unzeitgemäß, anachronistisch, geworden sind; oder b) ob die Annahmen zwar unwirklich sind, d. h. den Tatsachen nicht oder nicht mehr entsprechen, daß aber gleichwohl die aus ihnen abgeleiteten theoretischen Schlüsse heuristischen Wert nicht nur für die Zeit ihrer Konzeption, sondern auch für heute behalten haben und insofern wissenschaftlich berechtigt sind.

Hierbei ist noch weiter zu beachten: die Wirklichkeitsnähe einer Theorie kann in einer Wissenschaft, in der das Erfahrungsobjekt eine große Mannigfaltigkeit aufweist, sehr problematisch

sein. Die Mannigfaltigkeit zwingt zur Auswahl des Typischen in der Masse, um „möglichst allgemeingültige“ Erkenntnisse zu gewinnen, und eine solche Auswahl darf schon durchaus nicht immer vom subjektiven Urteil des Theoretikers frei angenommen werden, sie wird eben zumeist eine mehr oder minder subjektive Wurzel haben und insoweit relativ sein. Auch jene Grundauffassung von unserer Wissenschaft, die die Aufgabe der Theorie darin sieht, durch ein nach gewissen Annahmen konstruiertes System von Beziehungen die Wirtschaft zu beschreiben, erwartet, daß die Annahmen auf die Tatsachen passen.¹

Nun darf freilich auch nicht unerwähnt bleiben, daß es geradezu ein Schicksal mancher theoretischen Gegensätze zu sein scheint, daß eine „neue“ Theorie, die sich ausgesprochen gegen eine ältere wendet und diese vernichten zu können glaubt, zunächst mit besonderer Schärfe, ja Überspitzung formuliert wird, daraufhin einen weitgehenden Erfolg erringt, aber im Laufe der Zeit von ihrer Gegensätzlichkeit verliert, daß sich der Gegensatz abschwächt, bis schließlich beide theoretischen Auffassungen nebeneinander Geltung haben. Ein bekannter Fall ist der der medizinischen Wissenschaft, in der bekanntlich der große Virchow seine Zellulärpathologie gegen die ältere, namentlich von Rokitansky verteidigte Humoralpathologie mit aller Schärfe vertrat, daß aber heute beide in ihrem wertvollen Inhalt nebeneinander bestehen, und es tut nichts zur Sache, daß auch eine neue dritte Theorie, die Neuropathologie (Neuralbiologie), neben ihnen ihre Geltung erlangt hat, ja im Gegenteil, es bekräftigt unsere Auffassung, daß auch diese Theorie, zunächst mit großer Schärfe, extremisierend vorgetragen (Rickert, Steranski), heute schon mit beiden älteren Theorien zu einer wohl dem Wesen der Gesamtwissenschaft, der sie zugehören, der Biologie, entsprechenden Verschmelzung gelangt ist.

¹ Hans Mayer trifft für die Beurteilung der Wirklichkeitsferne solcher ökonomischer Systeme den richtigen Ausdruck, wenn er die zu geringe Anwendungspolitik auf die Vorgänge der Wirklichkeit hervorhebt. Es verliere seine Brauchbarkeit „in dem Maße, in dem die seinem Aufbau zugrunde gelegten idealtypischen Annahmen von den realtypischen Voraussetzungen der Wirklichkeit abweichen“. (Der Erkenntniswert der funktionellen Preistheorie in Wirtschaftstheorie der Gegenwart II S. 148, Wien 1932.)

Sowohl hinsichtlich dieser Alternative: Absolutheit oder Wandelbarkeit oder wie aber natürlich auch in anderen, das Schicksal einer theoretischen Idee betreffenden Fragen liegen die Dinge bei verschiedenen Wissenschaften begreiflicherweise recht verschieden, und es besteht kein Zweifel, daß die ökonomischen Theorien ihre besonderen Eigenheiten haben, die gewiß bei der Mehrzahl der Geisteswissenschaften nicht zu finden sind.

II

Ältere und neuere Theorie

Die Stellungnahme zu einer Unterscheidung einer älteren und einer jüngeren Richtung in der nationalökonomischen Theorie zwingt zu einer Rechtfertigung des Sinnes, in dem diese Gegenüberstellung erfolgt. Wenn also im folgenden eine ältere Theorie einer jüngeren gegenübergestellt wird, so ist das eine Vereinfachung, die im Hinblick auf die vielen Individualitäten, die damit zu einer Einheit zusammengefaßt werden, ein *sit venia verbo* erheischt. Denn kaum zwei Jahrzehnte nach dem Erscheinen des die Wissenschaft begründenden *Wealth of nations* des Adam Smith war eine Mehrheit von nicht ganz übereinstimmenden Meinungen über theoretische Probleme der Wirtschaft zur Dauererscheinung geworden.

„Zur älteren Theorie“ gehören als verhältnismäßig einheitlichste Gruppe alle jene nationalökonomischen Schriftsteller, die man als Vertreter des klassischen Systems bezeichnen kann. Damit sind jene wissenschaftlichen Persönlichkeiten gemeint, die durch ihre Systembildung, die von den Physiokraten begonnene Schaffung eines Problemgebietes, der politischen Ökonomie oder Volkswirtschaftslehre den Rang einer den anderen Wissenschaften ebenbürtigen Wissenschaft errungen haben. Es ist unleugbar das Verdienst der Engländer, hierfür mit einer Problemsystematik Wesentlichstes geleistet zu haben, und da die Physiokraten ihrer wissenschaftlichen Arbeit selbst ihren Namen gegeben haben, ohne damit den Problemkreis umrissen zu haben, spricht vieles dafür,

daß als Klassiker, wie Schumpeter formuliert hat,¹ die leitenden englischen Ökonomen zwischen dem Erscheinen des erwähnten Smithischen *Wealth* (1776) und dem der *Principles* von John Stuart Mill 1848 gelten. Soweit die systematische Stoffbehandlung für die Zurechnung zu den Klassikern in Frage kommt, ist ihnen auch Jean Baptiste Say zuzurechnen. Der unvergleichlich genialere deutsche Johann Heinrich von Thünen hat seinen Rang nicht durch ein geschlossenes System, sondern mit der Vertiefung einzelner theoretischer Grundprobleme und durch seine Methodik gewonnen.

Wohl blieb auch nach J. St. Mill die Problemstellung und der programmatische, für eine wirtschaftspolitische Richtung geeignete Gehalt der klassischen Lehre für so viele Theoretiker richtunggebend. Die vertretenen Lehren in der englischen und deutschen Sprache sowie in den romanischen Sprachen, soweit sie wirklich zum größeren Teil theoretischen Gehalt haben, lassen nicht verkennen, daß sie der „Schule“ nahestehen, wenn sie auch in vielen Einzelheiten Selbständigkeit zeigen und die Nichtübereinstimmung unter diesen Vielen hat lange nicht zu einer etwa gegen die Klassiker gerichteten Gruppierung von entscheidender Geltung kommen lassen. Aber eine Entwicklung setzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von zwei Seiten ein. Die erste entscheidende Wendung erfolgte in der deutschen Literatur zur historischen Richtung hin. Auf die Motive, die in ihr zur Gegnerschaft gegen die klassische Schule führten, ist hier nicht näher einzugehen. Außer den der englischen Wirtschaftsüberlegenheit günstigen wirtschaftspolitischen Konsequenzen der klassischen Theorie war auch das Verlangen nach einer universaleren, insbesondere auch auf die Verschiedenheit der Wirtschaftsentwicklung bei verschiedenen Völkern Bedacht nehmenden Forschung der historischen Richtung maßgebend. Trotz aller reichlich individualistischen Forschungsarbeit blieb auch diese Richtung im wesentlichen auf

¹ Schumpeter, *Dogmen- und Methodengeschichte*, G. d. S. I 1 S. 53. Sofern die Idee vom Kreislauf der Kaufkraft als unentbehrlicher Grundgedanke für die Erklärung des Prozesses der Einkommenbildung anzuerkennen ist, ist es kontrovers, ob man für die Theorie der Sozialwirtschaft nicht Quesnay die Priorität vor Smith zuzuerkennen hat. Es sei daran erinnert, daß auch Schmoller die klassische Schule mit Quesnay beginnen läßt, sie allerdings auch mit Malthus für abgeschlossen hielt. (Hdwb. d. St. VIII³ Bd.).

die volks- und weltwirtschaftlichen Zusammenhänge, Abhängigkeiten und deren Probleme eingestellt.

Die andere Wendung ging, zunächst an die klassische Lehre anschließend, vom Wertproblem aus, schuf aber nun eine psychologisch orientierte Fundamentierung für die Analyse sozialwirtschaftlichen Geschehens vom individuellen Nutzen aus. An der nach der Grenznutzenlehre genannten Richtung sind, nach einem ersten in der Öffentlichkeit allerdings gescheiterten Ansatz durch den Deutschen Hermann Gossen (1854), in seltener Gleichzeitigkeit Gelehrte der englischen, der romanischen und der deutschen Welt als Begründer beteiligt (1871–1874), wohl ein Moment, das dafür spricht, wie sehr diese Idee als theoretische Aufgabe mindestens zeitgemäß war.

Nicht nur zwischen der historischen und der Grenznutzenschule bestand zunächst eine scharfe Gegnerschaft (vergl. oben S. 6), sondern beide Richtungen fanden auch ihre besonderen Gegner. Die historische Richtung wurde als schlechthin a- oder antitheoretisch verurteilt, wozu die ursprünglich grundsätzliche Ablehnung der Theoretisierung seitens Schmollers den Anhalt gab. Aber er selbst und nach ihm Sombart und Spiethoff und jetzt Ritschl haben, der Notwendigkeit folgend, in die ungeheure Masse der morphologisch und strukturell, nicht nur historisch, sondern auch gleichzeitig mannigfaltigen Erscheinungen durch disjunktive Merkmale eine Gliederung zu bringen, teils Stufen, teils Stile als Typen¹ geschaffen, die unbedingt theoretischen Charakter haben.

Speziell die deutsche Literatur hat mehrere Werke verschiedener Gelehrter aufzuweisen, die an sich gewiß scharfsinnig, gerade auch an Schärfe des Gegensatzes gegen die vorausgegangenen Lehren und teilweise mit der Neigung, alles Vorausgegangene als wertlos zu verurteilen,² nichts zu wünschen übrig ließen. Es

¹ Auf das logische Problem des Typusbegriffes ist hier nicht einzugehen. Aber es sei auf die Arbeit Heinz Hallers, Typus und Gesetz in der Nationalökonomie (Stuttgart 1950), aufmerksam gemacht, die die für die Methodenfrage in der Nationalökonomie so wichtigen Kategorien mit scharfer Disjunktion der Typusarten behandelt.

² Mit so vielen Mißdeutungen der älteren Lehren seitens jüngerer. So wenn Schmoller als Gegner theoretischer Arbeit angeklagt wird, der das Heraus-

sind z. T. sehr hochstehende Leistungen, wie im 19. Jahrhundert jene Eugen Dührings und Lorenz v. Steins, im 20. Jahrhundert Oppenheimers, Liefmanns, Spanns. Aber alle diese Gegnerschaften haben wenig oder gar nichts Gemeinsames und sie sind nicht zu tiefergehender oder grundsätzlicher Wirksamkeit für die nationalökonomische Theorie gekommen, und geblieben ist das Gefühl nicht nur der auffallenden Uneinheitlichkeit, ja geradezu Zerrissenheit unserer Wissenschaft in ihrem historischen Werden, sondern doch auch der überzeugende Eindruck der Lückenhaftigkeit, mindestens Unvollständigkeit des Durchdenkens der Wirklichkeit und dann weiter vielfach des Anachronistischen mancher theoretischen Konzeptionen der klassischen und nachklassischen Lehren.

Das Streben jedes jungen Wissenschaftlers, der Wissenschaft, der er dient, mit neuem Gedankengut zu dienen, liegt in der Natur jeder lebendigen Wissenschaft. Nicht alles „Jüngere“ erweist sich aber als so neu, wie der Jünger der Wissenschaft glaubt.¹

Über eine neuere Richtung in der deutschen Nationalökonomie wurde 1943 von mir berichtet.² Sie hat mit der Wissenschaftsrichtung, über die im folgenden als der jüngeren zu berichten ist, nichts gemein. Damals ging es um die Zurückweisung einer neuen, als „reifer“ sich selbst wertenden ökonomischen Ideenbewegung, die unter zwei Gesichtspunkten eine Gefahr für die ehrliche wissenschaftliche Arbeit bedeutete. Einmal weil sie dem Zweck diene, der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik eine wissenschaftliche Basis zu schaffen, indem sie an die Stelle sauberer Kausalforschung über die weiten und engen Zusammenhänge in der gesellschaftlichen Wirtschaft ein von restlosem Voluntarismus getragenes Dogma als Grundlage für die staatliche Wirtschaftslenkung treten ließ. Zweitens wurde eine neue Erkenntnistheorie für unsere Wissenschaft gefordert und in ihren Grundgedanken angedeutet, mit der alles, was bishin in der politischen Ökonomie oder Nationalökonomie geschaffen worden war, als „naives Gestammel“ lächerlich gemacht werden sollte, weil diesen naiven Produkten die richtige erkenntnistheoretische Grundlage fehlte. Der diese Auffassung vertretende und das vernichtende Urteil fällende, sonst sehr ernst zu nehmende Gelehrte hat zwar die Erkenntnistheorie nicht geliefert, aber den Plan zu einer „Theorie disziplinierten Denkens“ in einer dreistufigen

arbeiten des Allgemeingültigen und Typischen aus der mannigfaltigen Masse des Historischen wie des Gegenwärtigen als Aufgabe unserer Wissenschaft ausdrücklich anerkannt hat. Was ist das anderes als „theoretisch“ arbeiten?

¹ Daher ist im folgenden „neuer“ und „jünger“ nicht scharf zu scheiden.

² Im Sitzungsbericht (Phil.-hist. Abt.) Jg. 1943 Heft 9 unter dem Titel „Kausalität oder Dogmatik in der Nationalökonomie“.

Entwicklung (Grundlehre, Formenlehre, Gestaltungslehre) in einem sehr umfangreichen Kompendium entworfen. Die Theorie selbst steht also noch aus, kann daher auch deshalb schon in die nachstehende Darstellung nicht einbezogen werden.

Indem man daran geht, über die Wandlung in der theoretischen Nationalökonomie seit dem ersten Weltkrieg, also etwa seit einem Menschenalter, zu berichten, kann man nicht leicht der Empfindung Herr werden darüber, daß zum Unterschied von anderen Geisteswissenschaften nur für die Theorie dieses allerdings besonders wichtigen, weil das Denken besonders zu schulen geeigneten Gebietes der politischen Ökonomie doch eine geradezu beklemmende Mobilität nicht in Abrede gestellt werden kann.

Deshalb schon fühlt sich der Referent verpflichtet, dem eigentlichen Thema einige Bemerkungen vorzuschicken, Gesichtspunkte, unter denen, wenn auch skizzenhaft, diese Mobilität nicht nur im Zeitablauf, sondern auch als Gegensätzlichkeit zwischen gleichzeitig bestehenden Ideen und Systemen nach der Natur und den Methoden der Theoretisierung in ein milderes Licht tritt.

III

Besonderheiten der Theoretisierung ökonomischer Erscheinungen

Es sind scheinbar zwei Themen für die folgenden Ausführungen gestellt: einmal zu zeigen, welche Vorwürfe die neue Theorie gegen die ältere Lehre erhebt, zweitens die Nachweisung der für einen Erkenntniswandel entscheidenden Änderung der Wirklichkeit. Tatsächlich stehen beide Aufgaben als Rechtfertigungsgründe für unsere Problemstellung insoweit in Verbindung miteinander, als eine entscheidende Änderung der Wirklichkeitstat-sachen mindestens Veranlassung zu neuen Problemstellungen sein und mit deren Lösungen zu Erkenntnissen führen konnte, die in konträrem Gegensatz zur älteren Theorie stehen. Für die Beurteilung der älteren Theorie muß das wenigstens insoweit entscheidend sein, als diese ältere Lehre Allgemeingültigkeit für die

von ihr beobachteten und ermittelten Zusammenhänge und die sie treffenden theoretischen Erkenntnisse in Anspruch nahm und die Allgemeingültigkeit, auf die Natur des Menschen gestützt, auch zeitlich gedacht war. Die Formulierungen z. B. bei I. B. Say lassen über diese Absolutheit ihres Geltensollens keinen Zweifel.¹

Wie schon erwähnt, können aber die Wirklichkeitstatsachen sich geändert haben, ohne daß die dem Erkenntnisobjekt entsprechenden Züge sich geändert haben müssen. Es gilt daran zu erinnern, daß unsere Wissenschaft eine Wissenschaft von menschlichem Handeln in einem bestimmten Gebiet seines Wirkens, also eine Wissenschaft vom Menschen, ist. Diese Auffassung steht freilich im Widerspruch zu anderen Auffassungen von der Wirtschaftswissenschaft, und zwar gerade auch jener der Klassiker und wohl auch bei der Mehrzahl der in der grundsätzlichen Auffassung über die Aufgabe der sozialökonomischen Theorie den Klassikern folgenden Neoklassiker.

Schon die Inanspruchnahme der Allgemeingültigkeit der Klassiker für ihre Lehren widerstreitet der Auffassung der Sozialökonomie als einer Lehre vom Menschen, und hierin hat die historische Richtung doch wohl insofern nicht so ganz unrecht gehabt, als sie das differente ökonomische Schicksal verschiedener Völker eben in manchem auch mit der völkerweisen² Verschiedenheit der menschlichen Qualitäten der Völker erklärt hat.

Gestützt war die Auffassung der Klassiker durch die Auffassung ihrer Aufgabe als der Erforschung von Mengen und Bewegung von Mengen der Güter und ihrer Werte im Tauschverkehr sowie die Abhängigkeit dieser „Dimensionen“ voneinander. Mit dieser Auffassung einer sozusagen subjektlosen Problematik ist ein Verhältnis des wirtschaftlichen Geschehens zum Menschen und seiner Individualität, daher auch seiner Mannigfaltigkeit überhaupt nicht berührt. In einen inneren Widerspruch gelangten die diese Auffassung vertretenden Theoretiker zu ihrer eigenen Grundauffassung, wenn sie auf die die Bewegungen wollenden und wirkenden Menschen sich beriefen.

¹ I. B. Say, *Traité d'économie politique*. Paris 1876 15. Kap. pass.

² „Völkerweise“ in einem weiteren Sinne verstanden schließt auch stammweise Verschiedenheit innerhalb einer Volkswirtschaft mit ein.

Um den Klassikern gerecht zu bleiben, ist es allerdings geboten, wie Schumpeter es meisterhaft getan hat, sie aus ihrer Vor- und Umwelt heraus verstehen zu wollen. Es ist hierfür gleichgültig, wie viele z. B. von den Ideen Adam Smiths vor ihm gedacht worden waren, insbesondere auf seinen Lehrer Hutcheson zurückzuführen sind. Wie in seinem *Wealth of nations* kommt auch bei anderen Klassikern vielfach der Mensch mit seinem Wollen und seinen Entschlüssen als letzten Endes für das wirtschaftliche Geschehen verantwortlich zur Geltung, und er mußte zur Geltung kommen, wenn sie nicht oberflächlich bleiben wollten. Aber diese Einsicht ist nicht erkenntnistheoretisch gefestet.

Erkenntnistheoretische Fragen über Objekt und Methode der theoretischen Arbeit fehlen nicht bei ihnen. Es sei nur an den Briefwechsel zwischen Malthus und Ricardo erinnert.¹ Aber solche erkenntnistheoretische Orientierung galt keineswegs als Voraussetzung für die Aufstellung irgendwelcher Theoreme und trat auch, wo sie aufkam, wesentlich zurück. Immerhin ist nicht zu vergessen, daß die Vernachlässigung sauberer Begriffsbildung und -ausdeutung – bekanntlich mit ein Anlaß für Ricardo, seine *Principles* zu schreiben – sich nachteilig bemerkbar machte.

Wichtiger als die Vernachlässigung der Begriffs-Exaktheit ist für die Beurteilung der klassischen Grundeinstellung, für ihre Erklärung, auf welche Weise das Einkommen eines ganzen Volkes entsteht – und das war ja das Hauptthema, wie es Smith selbst formuliert hat –, eine Zurücksetzung der Rolle des wirtschaftlich handelnden Menschen gegenüber jenen objektiven, also eben außerhalb der arbeitsteilig im Tauschverkehr miteinander stehenden Menschen liegenden Tatsachenverhältnissen, durch die sie den Wert der Güter bestimmt sahen. Konsequent war man in der klassischen Lehre allerdings auch darin nicht, denn mit den Motiven der tauschenden Menschen, also einem subjektiven Faktor, erklärten sie ja die Tauschvorgänge.

Hat Adam Smith geglaubt, als Wesenszug des ökonomischen Handelns das Motiv desselben in der Verfolgung des „Eigen-

¹ Hierzu jetzt auch die für die Royal Economic Society veröffentlichte durch Piero Sraffa mit M. H. Dobb besorgte Ausgabe *The works and correspondence of David Ricardo*, 2 vol., Cambridge University press 1951. Der 2. Band ist vornehmlich der Auseinandersetzung mit Malthus gewidmet.

nutzens und der Selbstliebe“ feststellen zu können, so ist diese Auffassung zwar schon von anderen Klassikern aufgegeben worden, aber es bleibt für ihn bezeichnend, wenn er schrieb, die Versorgung mit Gebäck sei nicht von dem Wohlwollen, sondern von dem Selbstinteresse des Bäckers zu erwarten. Diese Betrachtungsweise konnte sich auf die Dauer nicht durchsetzen, sie setzt sich über die Leistungen aller jener Funktionäre im öffentlichen Dienste hinweg, die beruflich im Auftrag, insbesondere in der Verwaltung öffentlicher Mittel, also überhaupt nicht für sich wirtschaftlich zu entscheiden haben.¹ An die Stelle dieses vermeintlich charakteristischen Motivs ist die Kennzeichnung durch das sogenannte ökonomische Prinzip gesetzt worden, nach dem aus den irgendwo und irgendwann einzusetzenden knappen Mitteln ein möglichst großer Nutzerfolg erreicht werden müsse, also ein Prinzip des Handelns, mithin ein subjektives Moment. Da aber solches Verfahren als ein Gebot des rationalen Handelns überhaupt gilt, wird es als Rationalprinzip bezeichnet, und es scheint damit die Abgrenzung des ökonomischen von anderem Handeln durchaus nicht erreicht zu sein. Aber auch materiell wäre eine Einheitlichkeit des Inhaltes des „Ökonomischen“ damit nicht erreicht, da, was als nützlich anzusehen ist, immer vom subjektiven Ermessen und subjektiver Wirtschaftslage abhängt.²

Objektiver scheint der ökonomische Charakter einer Mittelverwendung vom technischen Gesichtspunkt aus gekennzeichnet zu sein. Was technisch für bestimmte Zwecke, deren Verwirklichung einen Nutzen bedeutet, als den geringsten Aufwand erforderndes Mittel zu gelten hat, scheint nach dem jeweiligen technischen Wissen eindeutig beantwortet werden zu können. Auch

¹ Auch in der privaten Sphäre zu wirtschaftlichen Entscheidungen Berufene haben als Betreuer fremder Interessen zu walten. Das gilt auch von dem vielbesprochenen Manager in großindustriellen Unternehmungen, auch er kann seine Entschlüsse frei von dem Gesichtspunkt des eigenen Interesses treffen. Aber da sind es freilich zumeist die Anstellungsbedingungen, die den Manager zum Mitinteressenten an dem Reinertrag der Unternehmung machen.

² Über die Motive des ökonomischen Handelns vgl. die nach wie vor beste systematische Zusammenfassung bei Ad. Wagner, Grundlegung der politischen Ökonomie, 3. Aufl. 1892 S. 88. Über die Erweiterung des Begriffsinhaltes des *homo oeconomicus* Zwiedineck, Der Begriff des *homo oeconomicus* u. sein Lehrwert. Jb. f. Nat. 1934.

das ist aber ein Irrtum, denn die Wahl der Mittel für die Erreichung bestimmter Zwecke ist jeweils doch auch eine subjektive ökonomische Angelegenheit, jedenfalls von dem technischen Wissen, aber auch von dem Willen der wirtschaftlich Handelnden abhängig, dieses Wissen zur Geltung kommen zu lassen. Die Entscheidung ist jeweils durch die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und den Opferwillen, also die Wertungen des Wirtschaftssubjektes wesentlich mitbestimmt. Diese Subjektivität der Entscheidung wird immer zur Grundlage einer für die Theoretisierung so wichtigen ungeheueren Mannigfaltigkeit des wirtschaftlichen Geschehens.

Was liegt näher, als das Erkenntnisobjekt möglichst objektiv abzugrenzen?

Sicherer und erfolgreicher schien eine objektive Kennzeichnung des ökonomischen Handelns erreicht werden zu können durch die Einführung des Knappheitsprinzips: Wirtschaftliches Handeln gehe nur um knappe Güter. Wie überzeugend diese Objektivierung des ökonomischen Geschehens auch scheint, sie ist es nicht, denn der Knappheitsbegriff ist nicht zu trennen von einer Zweckvorstellung. Zwecke setzen aber im wirtschaftlichen Leben immer Menschen, und damit mündet der Knappheitstatbestand in völlige Abhängigkeit von handelnden Menschen. Erst die Verbindung von Knappheit und menschlichem Wollen (Bedürfnisbefriedigung, also Zweckerreichung) im Verhältnis zu den Gütern – ohne das der Knappheitsbegriff nicht aufkommen kann –, bringt eine brauchbare Kennzeichnung und Abgrenzung des wirtschaftlichen Handelns gegenüber anderem Handeln.

Immer wieder ist das, was als wirtschaftliches Handeln zu gelten beansprucht, irgendwie in Berührung mit dem Wollen von Wirtschaftssubjekten, die Zwecke verfolgen und fördern. Erreichung nur knappe Mittel haben, so daß sie, um diese Mittel zu möglichst hohem Nutzen zu bringen, planmäßig alle Zwecke, für die jene knappen Mittel in Frage kommen, in eine Rangordnung nach ihrer Dringlichkeit bringen müssen. Dieses auf irgendwelche Zwecke gerichtete Wollen ist Wesenselement des wirtschaftlichen Handelns. Ausfluß, Wirkung desselben nur sind die Bedeutung von Mengen irgendwelcher Mittel und die Verhältnisse

dieser Mengen untereinander, mögen diese freilich auch wieder, und zwar als mathematisch bestimmbare Größen, das Objekt der Überlegungen und Bestrebungen der Wirtschaftssubjekte und ihrer geistigen, intellektuellen und rationellen, aber mathematisch nicht bestimmbaren Kräfte sein.

Die Klarstellung des subjektiven Charakters alles ökonomischen Geschehens erledigt sich freilich durchaus noch nicht mit diesen Überlegungen. Der subjektive Charakter des ökonomischen Handelns, also im Erfahrungsobjekt unserer Wissenschaft, ist durchaus nicht einfach, und es müssen zwei Betrachtungsweisen unterschieden werden, in denen dieser subjektive Zug in verschiedenem Grad zur Geltung kommt:

a) Mikroökonomisch setzt sich der subjektive Charakter des ökonomischen Geschehens in der Willensentscheidung der Einzelwirtschaftler über die knappen Mittel, die ihnen für ihre Zwecke zur Verfügung stehen, durch. Das Erfahrungsobjekt ist hier das wirtschaftliche Handeln der Einzelwirtschaftler, Haushaltungen wie Unternehmungen, deren Einkommen, Verbrauch und Sparen.

b) Makroökonomisch geht es um Komplexerscheinungen, um Summen der von der Vielheit der Einzelwirtschaftler begehrten oder angebotenen Mengen, um die Summen der Wirtschaftssubjekte, die Bevölkerungen mit ihrem Volkseinkommen, Ersparung, Kapitalbildung und ihre Beziehungen, letzten Endes auch um die für die Gesamtheit der Menschen in Frage kommenden gewinnbaren Mengen irgendwelcher Güter, also Bedarf und Deckung der ganzen Oikumene.

Microeconomics, so formuliert Boulding (a. u. a. O., S. 259), is the study of particular firms, particular households, individual prices, wages, incomes; individual industries, particular commodities. Macroeconomics is that part of the subject which deals with the great aggregates and averages of the system rather than of particular items in it and attempts to define these aggregates in a useful manner and to examine their relationships.

Die Wichtigkeit der Makroökonomik für die Wirtschaftspolitik ergibt sich aus der Notwendigkeit der Politik, sich für kollektive Größen (Gesamtheiten oder Gruppen von Individuen) zu interessieren.¹

¹ Prototyp einer makroökonomischen Erkenntnis ist die Verkehrsgleichung $P \cdot H = G \cdot U$, in der P das Preisniveau, H das Handelsvolumen, G der Nennwert der einheitlich gedachten Geldmenge, U die durchschnittliche Umlauf-

Gerade z. Z. ist die Unterscheidung aktuell. Es steht die Menschheit vor der Tatsache einer ungeheueren Gesteigertheit der Weltspannungen zwischen Bedarf und Vorrat. Es sei erinnert an die gewaltigen und unheimlichen Hungerverhältnisse in vielen Teilen Südasiens und Südasiens, auch in großen Teilen von China. Wohl stehen diesen Tatsachen des Mangels Meldungen über hohe Produktionserwartungen namentlich in den Vereinigten Staaten gegenüber, aber schon treffen Nachrichten über meteorologische Einflüsse auf die zu erwartenden Ernten ein, wonach sogar die sonst in der Regel gesicherte, weil auf breiter Basis planmäßig gestaltete Brotgetreideversorgung mindestens für Teile der Erdbevölkerung bedroht erscheint und sich als makroökonomisches Problem erster Ordnung in der nächsten Zukunft geltend machen kann.

Innerhalb der mikroökonomischen Erscheinungswelt ist die Überwindung einer Verknappung von Gütern in der Regel zunächst eine Sache des einzelnen Wirtschafters, der seine Dispositionen über die vorhandenen knappen Mittel entsprechend ändern oder andere Zwecke opfern muß, um die Menge der verknappten Mittel zu vermehren: es ist eine Angelegenheit der individuellen Veranlagung des Wirtschaftssubjektes, seines Intellekts, seiner Rationalität, wohl auch seines Ethos (Selbstbeherrschung und ähnliches).

In der makroökonomischen Sicht der Vorgänge wird eine Knappheitssteigerung zu einer alle Nachfrager treffenden, daher objektiven Angelegenheit. Da gibt es also allerdings objektive Gegebenheiten, in die sich die Gesamtheit der wirtschaftenden Menschen fügen muß, wenn sie nicht ausweichen kann. Liegt hier ein weites Feld für die Verschiedenheit im Handeln der Einzelwirtschaftler und damit im gesamtwirtschaftlichen Geschehen, so können Bedarfsmengen ganzer Volkswirtschaften und schließlich der Erdbevölkerung gegenüber gegebenen Vorräten zu Konflikten von Willenskollektivitäten (Staaten, Staatsverbänden) führen, in denen dann nicht mehr ökonomische Gesichtspunkte und Mittel, sondern Macht entscheidet. Es ist dabei an die Engpässe für die individuelle Expansion in der Versorgung mit einzelnen Produktionsmitteln (Rohstoffe namentlich für Rüstungszwecke) zu erinnern, wie sie z. Z. z. B. Energiestoffe, Metalle u. dergl. mindestens ahnen lassen.

Unverkennbar macht sich bei der makroökonomischen Problematik für das Dimensionale (Mengen und Werte sowie ihre Bewegung in Nachfrage und Angebot) gegenüber dem Wirken der Wirtschaftssubjekte ein Übergewicht geltend, so daß es den Anschein haben könnte, als stünde mit der Unterscheidung der beiden Forschungskreise etwas von dem alten Gegensatz zwischen objektivistischer und subjektivistischer Auffassung wieder auf.

geschwindigkeit dieser Geldmenge bedeutet. Eine Vereinigung von mikro- und makroökonomischen Aufgaben ist z. B. in der Frage nach der Wirkung der Änderung in der Goldproduktion auf das Lohnniveau in Goldwährungsländern gegeben.

Der Gegensatz Subjektivismus–Objektivismus ist in unserer Wissenschaft aber nur in dem Sinne aufrechtzuhalten, daß die Wirtschaftssubjekte in ihren Überlegungen, in ihrem Planen und ihren Entschlüssen, die zum wirksamen Handeln führen, von gegebenen Daten, und das sind vornehmlich zahlenmäßig erfaßbare Tatsachen, ausgehen müssen, wenn sie rationell handeln wollen. Sozialwirtschaftlich relevant wird letzten Endes immer nur ihr Entschluß, so oder anders zu handeln, zu kaufen oder nicht zu kaufen, limitiert oder ohne Limito usw. Im übrigen ist jener Gegensatz namentlich für das Preisproblem eine überwundene Streitfrage.¹

Selbstverständlich haben alle jene recht, die wie Eucken sagen, das wirtschaftliche Planen und Handeln sei nicht anders zu verstehen denn als Planen und Handeln mit Quantitäten. Aber das hilft nicht darüber hinweg, daß auch die wissenschaftlichen Fragen, warum bestimmte Quantitäten produziert werden und wie die Verteilung des Güterstromes auf die Verbrauchergruppen und Verbraucher quantitativ erfolgt, wovon die räumliche Verteilung der Güterquantitäten abhängt,² stets auch die Fragen nach dem Wollen der Subjekte sind.

Selbst wenn nun auch der Einfluß der Tatsachen, die als objektive Datengrundlagen für die Planung und Entscheidungen der Wirtschaftler angesehen werden wollen, sehr stark ist: subjektiven Charakter hat das Erfahrungsobjekt, die Handlungen der Menschen, eben doch. Im wesentlichen subjektiven Charakter hat aber auch das Erkenntnisobjekt vom Theoretiker her, und damit steht man vor der Tatsache einer besonders gesteigerten Subjektivität aller theoretischen Erkenntnisse. Wesenszeichnung des ökonomischen Handelns und Geschehens kann nicht eine totalitäre Darstellung alles ökonomischen Geschehens sein. Damit gilt es, die Wesenszüge aus der ungeheueren Masse alles ökonomischen Geschehens herauszufinden und darzustellen.

¹ Vgl. Alfred Amonns vortrefflich klare, für den Stand unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg verfaßte Abhandlung „Der Stand der reinen Theorie“ in Festgabe für Lujo Brentano zum 80. Geburtstag: Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege, 1925, 2. Bd. „Der Stand der Forschung“. Dazu bes. auch Hans Mayer, a. a. O. S. 147f.

² Eucken, Die Grundlagen der Nationalökonomie, 1940, S. 255.

Die Theorie der Sozialwirtschaft hat immer darunter gelitten und wird immer darunter zu leiden haben, daß einerseits ihr Ausgangspunkt eine Erfahrungswelt ist, die mindestens zeitweise ganz wesentlichen und auch rasch einander folgenden Änderungen unterworfen ist, anderseits daß die Erkenntnis des Wesens der gesellschaftlichen Wirtschaft, also eben dieser Erfahrungswelt, ihr Verstehen und ihre Verständlichmachung, auf dem Wege der Abstraktion von der ungeheueren Masse und Mannigfaltigkeit des Erfahrungsobjektes, der Wirklichkeit, gesucht werden muß, also eben mit abstrahierender Schau.¹

Wenn heute Theorie einfach der Empirie gegenübergestellt wird und damit gekennzeichnet werden soll,² so kann das nur in dem Sinn verstanden werden, daß mit ihr jedes, also auch empirisches und konkretes Wissen mit gewissen Grundannahmen zu einem Ganzen verarbeitet wird.

Auf diese Annahmen kommt also bei der Theoretisierung eines Erscheinungskomplexes ganz Wesentliches an, denn mit Annahmen wird jede Theorie hypothetisch und mit dieser Bedingtheit erhält sie gegenüber der Wirklichkeit nur Wahrscheinlichkeitswert.

Beides: sowohl die Auswahl der Züge, die repräsentativ die Wirklichkeit in dem Theorem vertreten, als auch die Annahmen, unter denen das Theorem Geltung haben soll, sind Sache des Theoretikers, sind also abhängig von seiner Kenntnis der Tatsachen, seiner Gründlichkeit, das Ganze der wirtschaftlichen Welt zu beobachten, seinem Scharfsinn, das Wesentliche zu erfassen, also richtig und zweckmäßig von allem Unwesentlichen zu abstrahieren.³

Abstrahieren heißt also nun eben Ausschalten von hier unwesentlichen Wirklichkeiten, gedanklich und sachlich sich von der Wirklichkeit entfernen, und insoweit ist in unserer Wissenschaft

¹ Bei den jonischen Naturphilosophen ist Theorie geistiges Schauen abstrakter Dinge schlechthin. Aristoteles definiert den *bios theoretikos* als das der denkenden Betrachtung der Dinge gewidmete Leben.

² H. Schmidt, Philosophisches Wörterbuch, 8. Aufl., „Theorie“.

³ Boulding, *Economic analysis*, rev. ed., p. 10.: „Economic analysis is not a perfect picture of economics, it is a map of it.“ Wie man auf der Karte nicht jeden Baum und jedes Haus zu finden erwartet, so auch nicht in der ökonomischen Analyse jedes Detail, jeden Einfall wirklichen ökonomischen Planens.

mit dem Erfahrungsobjekt menschliches Handeln, in dem sich menschlicher Wille in unendlicher Mannigfaltigkeit auswirkt, die Spannung, gegebenenfalls der Konflikt, zwischen abstrahierender Erkenntnis und Wirklichkeit unvermeidlich latent. Wenn daher Eucken der Wissenschaft zum Vorwurf machte, daß sie ihren wahren Ausgangspunkt, „die alltäglichen Erfahrungen“ und ihre Probleme, nicht sehe, so hat er gewiß nicht ganz unrecht, aber er berührt damit nur die aus der Natur des Theoretisierungsprozesses sich ergebende Schwäche der Wissenschaft, sobald sie theoretisiert.

Bei der Theoretisierung einer Erscheinung oder eines Vorganges handelt es sich eben nicht darum, daß der theoretische Gedanke auf alle wirklich vorkommenden Fälle ausnahmslos zutrifft, also auch nicht, daß etwa die Wirtschaftler stets und restlos alle rational gleich handelnd gedacht werden, schon gar nicht im Sinne einer Wertung.

Diese Distanz der Theorie von der Wirklichkeit ist der Wissenschaft ganz bewußt, und sie muß sie gelten lassen aus dem Bewußtsein des Denkvorganges (generalisierende Abstraktion), aus dem das Theorem entstanden ist. Nur das Rationale liegt immer in einer Ebene. Es ist ein stets verhältnismäßig geringer Komplex von Möglichkeiten, innerhalb deren das rationale Handeln in einer bestimmten Sachlage sich abspielen muß. Dagegen ist der Bereich des Arationalen oder Irrationalen unendlich, er ist daher auch nicht erschöpfend, sondern wohl nur in pathologisch differenzierbaren Teilmassen theoretisierbar.

Die Theoretisierung eines sozialökonomischen Handelns (Geschehens)¹ hat zwei Wege von der Wirklichkeit aus, um eine mit möglichster Wahrscheinlichkeit zu erwartende und insoweit normale Verhaltensweise von Einzelwirtschaftlern zu ermitteln:

¹ Wie ausdrücklich bemerkt sei: zum Unterschied von der Theoretisierung statischer Relationen, historischer Typen oder Stile oder Ordnungen, die gern die Methode der Modellbildung anwendet. Damit erledigen sich hier auch alle Auseinandersetzungen über die Frage, ob Morphologie theoretischen Charakter hat, also als Theorie gelten kann, was Eucken (Grundlagen 6. Aufl. S. 228) in Abrede zu stellen scheint. Vgl. dazu unten Kap. V.

1. den Weg der inneren Erfahrung: der Theoretiker strebt danach, das Verhalten der Einzelwirtschaftler in seinen Wesenszügen zu erfassen. Er versetzt sich zu diesem Zwecke in die Lage eines der vielen Einzelwirtschaftler und konstruiert nach seinem Scharfsinn und seiner Vernunft (Intellekt!) die Entscheidung, zu der er bei einer gewissen Datenlage gelangen würde. Gleichgültig, ob es sich um die Entscheidung im wirtschaftlichen Bereich eines einfachen Konsumenten oder irgendeines Anbieters, Händlers, Produzenten oder Kreditgebers handelt, es geht um Entscheidungen über höchste Nutzenerzielung, also innerweltliches Erleben.

2. den Weg der äußeren Erfahrung: der Theoretiker bemüht sich, eine möglichst große Zahl verwandter Fälle eines ihm als wesenswichtig erscheinenden und danach jedenfalls als Typus zu denkenden Erscheinungskomplexes nach möglichst vielen Größenbeziehungen zu studieren. Dieser zweite Fall wird in der Regel auf eine statistische Behandlung oder auf Anwendung einer Surrogatmethode der Statistik¹ hinauslaufen. Gelingt es, alle durch die Datengegebenheit Betroffenen zur Auskunfterteilung zu bestimmen, so ist das Ergebnis ein erschöpfendes, echtes statistisches Bild der Wirklichkeit. Es kommt aber freilich noch sehr viel darauf an, welche Fragen der Theoretiker an die Befragten richtet und wieweit deren Beantwortung geeignet ist, ein verlässliches Ergebnis zu erzielen.

Ein dritter Weg der Theoretisierung ist das von der Wirklichkeit absehbende Relationsstudium, der Weg der reinen Theorie: er kommt in Betracht vorzugsweise für die Ermittlung makroökonomischer Zusammenhänge und ganz besonders mit Verwendung zahlenmäßig erfaßbarer Größen. Der Theoretiker konstruiert eine Datenlage, die durch algebraische Größen gekennzeichnet ist; wenn wir Eucken und Stackelberg folgen, kommen als solche die Datenlage bestimmende Größen namentlich in Betracht:

Gesamtwirtschaftliche Datengruppen,² mit denen jeder Wirtschaftler rechnen muß, namentlich institutionelle Gegebenheiten wie die Rechtsord-

¹ Sei es eine Schätzungsmethode, sei es eine der verschiedenen Teilerhebungen, wie insbes. das Stichprobeverfahren.

² Hierzu das durch reiche Anschaulichkeit ausgezeichnete 3. Kapitel, insbes. IV, über die Daten in Euckens Grundlagen, 6. Aufl. S. 127 ff.

nung, Geldordnung u. ä., der jeweilige Stand des Güterbedarfs in einer bestimmten Rangordnung, technisches und organisatorisches Wissen u. a. m., und außer diesen gesamtwirtschaftlichen einzelwirtschaftliche Daten, das sind die aus den Verkehrsinteressen der einzelnen Wirtschaftler sich ergebenden Daten, natürlich namentlich die wichtigsten Wirtschaftsformen, die für die Morphologie des Marktes bestimmenden und für seinen Verlauf maßgebenden Größen und Kräfte.¹

Immer ist auch hier von gewissen Erfahrungen auszugehen. Auch das Gesetz des abnehmenden Ertragszuwachses, mit dessen Darstellung und Auswertung von Stackelberg die Analyse der gesellschaftlichen Wirtschaft beginnt, ist nur zu denken gewesen auf der Grundlage von Beobachtungen über die tatsächlichen Ertragsänderungen der auf ein bestimmtes Stück Boden in variierten Mengen eingesetzten Arbeitsleistung. Und ebenso ist die Idee der Komplementarität von Produktionsmitteln erst wieder auf dieser Erkenntnis weiter zu gewinnen gewesen.

So wird der Theoretiker auch je nach der Wahl seiner Methode durch das sein Verfahren bestimmende Ausmaß von Erfahrung, das er zur Geltung bringt, selbstverständlich auch schon durch die Auswahl der Tatbestände und Vorgänge aus der Erfahrungsvielheit seine Theorie subjektiv gestalten.

Erfahrung ist gedeutete Wirklichkeit, also sind auch hierin, in der Methode des Theoretikers, die Quellen für Gegensätzlichkeiten von Theorien reichlich genug zu erkennen. Immer wird also der Theoretiker wie zwischen Skylla und Charybdis zwischen zwei Gefahren oder mindestens Schwächen durchzusteuern haben. Einerseits kann er in dem Bestreben, das Wesentliche der zu theoretisierenden Erscheinung zu erfassen, von allem Unwesentlichen zu befreien, in der Abstrahierung von diesem Unwesentlichen zu weit gehen, und anderseits kann er aus dem Bedürfnis nach Wirklichkeitsnähe unwesentlichen Zügen der Wirklichkeit zu großes Gewicht beimessen.

¹ Diesen dritten Weg hat wohl auch Kenneth Boulding (*Economic analysis*, London 1949, p. 12) im Auge mit seiner *Method of Intellectual Experiment*. Da die wirkliche Welt der Beziehungen zwischen den verschiedenen Mengen (Preise, Löhne u. dergl.) zu kompliziert ist, gelte es "to postulate, in our own minds, economic systems which are simpler than reality but more easy to grasp".

Nun hat sich die für das Verstehen der Wirtschaft maßgebende Wirklichkeit innerhalb des letzten Menschenalters mindestens im Abendlande gewaltig geändert, und zwar so sehr, daß das Streben nach Wirklichkeitsnähe für den Theoretiker eine andere Bedeutung gewonnen hat. Wo dieses Bedürfnis nach Harmonie zwischen Theorie und Wirklichkeit sich verliert, nicht mehr wirksam bleibt, dort hat man es mit dem Aufkommen von Theorien zu tun, in denen die Vorstellung eines Seinsollens die Herrschaft über die Erkenntnis des Seienden gewinnt!¹

Kein Geringerer als Heinrich von Thünen hat sich einmal dafür eingesetzt, daß auch Voraussetzungen der Theorie, die von der Wirklichkeit abweichen, durchaus nicht unfruchtbar, durchaus nicht zwecklos sein müssen. Sie seien sogar notwendig, „um die Einwirkung einer bestimmten Potenz zu erkennen, von der wir in der Wirklichkeit nur ein unbestimmtes Bild erhalten, weil sie da selbst stets im Konflikt mit anderen gleichzeitig wirkenden Potenzen erscheint.“² Es ist die Methode der Hypothese, die Thünen hier im Auge hat, und ihr heuristischer Erkenntniswert ist unbedingt als möglich anzuerkennen. Aber das darf nicht davon abhalten, daß die Annahmen, die in der Theorie bei der Erforschung gewisser Gesetzmäßigkeiten oder Tendenzen im wirtschaftlichen Geschehen gemacht werden, auf ihre Wirklichkeitsnähe geprüft werden, um die Anwendung von Lehren, die aus solchen mit der Wirklichkeit in Widerspruch stehenden Annahmen entstehen, in der Praxis zu verhindern, wenn Fehlentscheidungen aus der Anwendung solcher Lehren bewirkt werden können.

Auch die deutschen nachklassischen Theoretiker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – man darf v. Thünen wohl dazu rechnen, aber jedenfalls Menger, Marshall, Pareto, v. Böhm-Bawerk, Walras, Cassel – haben die Lücke der klassischen Lehre, die sich gegenüber der gewandelten Wirklichkeit schon daraus ergeben hatte, daß mit der Substanziierung des Geldkapitals in langlebigen produzierten Produktionsmitteln eine neue Wirklichkeit mit wichtigen Konsequenzen aufgekomen

¹ Georg Halm hat kürzlich, die theoretische Problematik der Zinspolitik einleitend, treffend erinnert, daß unsere Theorien so oft von den erwünschten Resultaten beeinflußt werden, daß wir oft unbewußt Theorien schaffen, die auf unsere wirtschaftspolitischen Zielsetzungen zugeschnitten sind, daß der Wunsch der Vater des Gedankens ist. (Zinspolitik und Wirtschaftstheorie in Festgabe für Adolf Weber, Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik 1951).

² J. Heinrich v. Thünen, Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie, II. T., Rostock 1850, S. 8 u. 20ff.

war, wohl erkannt. Aber sie haben ihre Aufgabe nicht darin gesehen, vor allem an der klassischen Lehre zu rütteln, sondern sie zu ergänzen, wie das u. a. durch die wesentlich mikroökonomische Analyse der Wirtschaft in der Grenznutzenlehre geschehen ist.

Schroff, wie schon erwähnt, und ausgesprochen aggressiv sind viele der jungen Generation des 20. Jahrhunderts angehörige Theoretiker an die klassische Lehre herangegangen und nun allerdings auch mit der Kritik an einer wichtigen Annahme der klassischen Theoreme, so daß man das Hauptbeobachtungsobjekt für die Theorie, den wirtschaftlichen handelnden Menschen, nicht mehr als beständig gleichartig anzusehen begann.

Aber nichts ist wohl für die Schärfe der Gegensätzlichkeit und für die mögliche Weite des Gesichtsbereiches der ökonomischen Theorie und damit ihrer Widerspruchsmöglichkeiten bezeichnender als die Theoretisierung der gesellschaftlichen Wirtschaft in dem System des Marxismus, durch dessen Theorie das klassische System als die einseitige Theorie des Kapitalismus dargestellt, aber auch als unwirklich und deshalb wie der Kapitalismus selbst als unhaltbar bewiesen werden will.

Wie so ganz anders sah Karl Marx, dieser scharfsinnige Theoretiker, die Wesenszüge in dem Kräftegefüge der gesellschaftlichen Wirtschaft während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ganz überwiegend hat auch er die Bewegungen von Güter- und Wertgrößen in ihren Relationen makroökonomisch als Erfahrungsobjekt seinen Theoremen zugrunde gelegt. Er war ausgegangen von den Tatsachen des Elendes, das in England den Chartismus, die erste moderne sozialdemokratische Bewegung, zur Entstehung gebracht hat, von den Elendstatistiken, die Friedrich Engels als das unaufhaltsame Los namentlich der Textil- und Bergarbeiter hinreißend geschildert hatte, des Elendes, vor dem er Millionen in der Zukunft bewahren zu können glaubte, zu bewahren vor den Folgen des Mehrwertes.

So brachte es die Subjektivität der Theorie mit sich, daß wo die einen die Harmonie der Interessen und in ihr die höchste Beglückung der Menschheit als die Wirkung der restlosen Wirtschaftsfreiheit sicher erwarten zu dürfen glaubten, die anderen

in dieser Freiheit innerhalb des kapitalistischen Systems die Vernechtung der Arbeiter durch das Kapital perpetuiert sahen.

Die Erklärung für diese Diskrepanz zwischen verschiedenen theoretischen Lehren ist mindestens mit bei der Rolle zu sehen, die den Annahmen in den Theorien zufiel, von denen der Theoretiker immer ausgehen muß. So war bei den Klassikern die automatische Selbstregulierung der Wirtschaft vorausgesetzt, mit der jede subjektiv bestimmte Reaktion absolut verneint war. Die Entdeckung des Automatismus galt als unübertreffbare Errungenschaft der Theorie. Man erinnere sich nur der lange unbestrittenen Herrschaft der Say'schen *théorie des débouchés* (der Absatzwege), daß jedes Angebot sich selbst seine Nachfrage schaffe, des Dogmas, demzufolge eine krisenhafte Störung in der gesellschaftlichen Wirtschaft als von vornherein ausgeschlossen gelten sollte. Und in der theoretischen Konzeption des Marxismus war es das Dogma vom Mehrwert, nach dem die Verelendung des Arbeiterproletariates unaufhaltsam ihren Weg gehen müsse.¹

Weder die Klassiker noch Marx, der den schwersten Angriff gegen das klassische System geführt hat, haben erkannt, daß ihre Theoretisierung einseitig nur mit objektiven Größen operierte, in denen sie das entscheidende Erfahrungsobjekt sahen, und beide haben in ihren Annahmen übersehen, daß der handelnde Mensch die Wirtschaft gestaltet, der in ihren Theoremen im wesentlichen nur als Schemen vorkam.

Die Geschichte der Sozialpolitik, die bekanntlich nicht erst im 19. Jahrhundert beginnt, in diesem Jahrhundert vielmehr nur vor einer neuen konkreten Aufgabe stand, und ebenso die Geschichte der sozialen Bewegung lassen keinen Zweifel, daß die Theoretisierung der gesellschaftlichen Wirtschaft durch Marx mit dem Abschluß der „vom Staat befreien“, nur noch rein gesellschaftlichen Wirtschaft von demselben Fehler der Theoretisierung beherrscht war wie die klassische Lehre, die nur auf

¹ Mehrwert ist im Marxischen System die Differenz zwischen dem vom Arbeiter durch seine Leistung (z. B. in 12stündiger Arbeit) geschaffenen Werte und dem Lohn, den er tatsächlich ausbezahlt erhält. Diese Differenz ist die Grundlage der Ausbeutungstheorie und entsteht aus der Annahme, daß der Wert der Güter sich nach der in ihnen enthaltenen Arbeit richte. Der Mehrwert ist die Quelle des Profites der Unternehmung.

Erkenntnis von Mengen- und Wertrelationen und sie formulieren den Dogmen abzielte, wie z. B. dem der *théorie des débouchés*, die ja auch allerdings eine gedankliche Konsequenz, gleichzeitig aber eine Stütze der unbeschränkten Wirtschaftsfreiheit sein wollte, also praktisch-politisch orientierte Theorie.¹

Man sieht also, daß es nicht die Möglichkeit der Divergenz im Erkenntnisobjekt ist, was die Gegensätzlichkeit in der Theoretisierung ökonomischer Erscheinungen so scharf werden ließ.

Das ist um so bemerkenswerter, als ja zudem die Klassiker (und insbesondere Ricardo) ebenso wie Marx in ihrer fundamentalen Annahme hinsichtlich des Ausmaßes, in dem der Arbeit für den Wert der Güter entscheidende Bedeutung beigemessen wird, sich so sehr nahestanden, zumal ja Ricardo wie der Marxismus Kapital als geronnene Arbeit auffaßte.

Kommt es nicht letzten Endes auf den großen Spielraum an, der in der Theorie dem „Subjekt“ eingeräumt ist? Denn der Subjektivismus kommt zur Geltung:

1. in dem Handeln der Wirtschaftler, deren ökonomisches Denken und Entschließen, also Handeln, ungeheuer mannigfaltig ist;

2. in der Theoretisierung der Vorgänge: da die Auswahl der Wesenszüge aus dem Gesamtgeschehen durch den Theoretiker (Abstraktion von Unwesentlichem) nach dem subjektiven Er-messen, ja Gefühl des Theoretikers erfolgen kann, also

3. auch darin, daß der zielbewußt die Erfahrung theore-tisierende Forscher seine Eindrücke von der Wirklichkeit subjek-tiv deutet;

4. in dem Willen des Theoretikers, der Wirklichkeit näher oder weniger nahe zu bleiben, da er auch darin souverän für die Gestaltung der Theorie ist.²

¹ A m o n n, Grundzüge der theoretischen Nationalökonomie, Bern 1948, S. 16 stellt diese den rein theoretischen Problemstellungen gegenüber.

² Es ist aber daran zu erinnern, daß allerdings gerade auch das Abgehen von der Wirklichkeit für den gewissenhaften Theoretiker zur Pflicht werden kann. So erklärte v. Th ü n e n sogar ausdrücklich, daß er, um die Gesetzmäßigkeit in der Intensitäts-Abstufung der verschiedenen Kultursysteme aufzuzeigen, von den deutschen Preis-Tatsachen der vierziger Jahre nicht habe ausgehen können. Th ü n e n, a. o. a. O.

Es kann nicht die Rede davon sein, daß die Behauptung dieses subjektivistischen Charakters der ökonomischen Theorie eine Verurteilung der Quantifizierung der ökonomischen Problematik in sich schließe. Wenn das Wirtschaften als menschliches Handeln erkannt wird und nicht bloß als automatische Mengen- und Wertbewegung, so schließt das durchaus nicht aus, daß die Ergebnisse des menschlichen Handelns als Veränderungen in den Mengen und Werten gesehen werden. Die Erkenntnis dieser Doppelnatur der nationalökonomischen Arbeit des Forschens und Durchdenkens darf nur nicht in der Richtung ausgedehnt werden, daß man „leicht meßbare Motive“ als das Objekt der Wirtschaftswissenschaft auffaßt, wie Marshall meinte,¹ sondern für die Sozialwissenschaft kommen Motive nur als Ausgangspunkt für die Entschlüsse der Wirtschaftler in Frage, die sich auf meßbare Größen beziehen oder sie schlechthin zum Inhalt haben.²

Daß aus der Verbindung der subjektiven Deutung von Verkehrsvorgängen mit der phänomenologischen Beobachtung der Folgen jener Verkehrsvorgänge (Güterwechsel) etwa die Gefahr entstehe, wie Marshall gegen Comtes Verurteilung eines nationalökonomischen Spezialistentums geltend macht, daß jede Erweiterung des Wissenschaftsgebietes von Nachteilen begleitet wird – nach dem Satz „*Mal éteint qui trop embrasse*“ –, ist gewiß so und so oft eine berechtigte Warnung, aber sie ist fehl am Platz, wenn man die subjektivistische Wirtschaftsauffassung mit der Quantifizierung der Ergebnisse des wirtschaftlichen Handelns für unvereinbar ansieht.

Eucken hat sehr richtig die Doppelnatur der nationalökonomischen Problematik auch in dieser Richtung gesehen und geltend gemacht, daß die Fragen nach den Formen der Wirtschaft anderen Charakter haben als jene, die den wirtschaftlichen Prozeß betreffen. Jene sind nicht quantifizierbar, diese sind es.³

¹ Obgleich Marshall (Handb. d. Volksw. I. Buch 5. Kap.) ausdrücklich abwehrt, als Hedonist oder Utilitarist verstanden zu werden, neigt er doch dazu, aus Handlungswirkungen auf die Wertung von Motiven zu schließen.

² Die Katallaktik, in der es nur um die im Tauschverkehr sich vollziehende Größenbewegung geht, behält ihre besondere Bedeutung.

³ Vgl. dazu das unten S. 62 Gesagte.

Mag man sich mit Schumpeter unter Theorie nicht viel mehr als eine Denktechnik vorstellen, die man einüben muß wie eine Sprache, um mitreden zu können, so wird gleichwohl die beste Geübtheit in dieser Technik nicht eine Einheit der theoretischen Ergebnisse, aber auch keine Dauer ihrer Geltung sichern können, wenn das Material, für dessen Bearbeitung die Technik bestimmt war, durch ein anderes verdrängt ist. Sie wird sich als unzulänglich erweisen und veralten. Aber auch wenn man mit strengen wissenschaftlichen Ansprüchen, wie Amonn sie formuliert, mit Theorie die wissenschaftliche Arbeit meint, die die Kenntnis allgemeingültiger abstrakter Kausalzusammenhänge zu schaffen hat, so gelangt man von der Änderung der Wirklichkeit in der Tatsachenwelt aus zur Notwendigkeit, die Erkenntnisse, die an älteren Tatsachen gewonnen wurden, an den neueren mindestens zu kontrollieren, gegebenenfalls zu revidieren.

Die Änderung der Tatsachen – die Wandlung des Erfahrungsobjektes – muß, wie schon eingangs erwähnt (S. 7), durchaus noch nicht eine Änderung der theoretischen Erkenntnisse zur Folge haben. Die neuen Tatsachen können dieselben Kausalzusammenhänge, die ja das Erkenntnisobjekt bilden, erkennen lassen, und das ist ja auch wissenschaftliche Überzeugung der Neoklassiker. Ja, die klassische Schule und manche Theoretiker nach ihr haben ganz offenbar eine Konstanz der Kausalität aus der Natur des Menschen voraussetzen, also eine Konstanz der Erkenntnisse behaupten zu dürfen geglaubt. Aber kein Geringerer als Ricardo hat es erleben müssen, daß die Änderung der wirtschaftlichen Tatsachen den Theoretiker zur Korrektur seiner Lehre gegebenenfalls zwingt. Denn Ricardo hat durch Erfahrung an den Wirtschaftsverhältnissen in England nach den napoleonischen Kriegen an der schweren Wirtschaftskrise, die insbesondere für Großbritannien folgte, erkannt, daß sein Optimismus hinsichtlich der Lage der Arbeiter bei völliger Freiheit des Arbeitsmarktes – er setzte steigenden Bedarf an Arbeitskräften auf dem Arbeitsmarkt voraus – unhaltbar sei.

Es ist freilich überhaupt das Los des wissenschaftlichen Forschers, daß er so vieles erarbeitet, was nur vorübergehend Gültigkeit behält, ja daß er damit rechnen muß, daß wertvolle Ergebnisse seiner Arbeit oft schon während seines Lebens überholt

erscheinen, so daß ihm dann nur die Genugtuung bleibt, durch seine Leistung wenigstens zu weiteren Fortschritten der Erkenntnis mitgeholfen zu haben. So ist es also der Weg, den der Theoretiker durch die Erfahrung und über sie hinweg geht, es ist die Deutung der Erfahrung durch ihn selbst, was „von den anderen ihn trennt“ (Hermann Hesse).

Die menschliche Gesellschaft, als wirtschaftliches Gefüge verstanden, ist das Ergebnis einer durch Jahrtausende, namentlich aber in den letzten zwei Jahrhunderten neuartig gewordenen und vertieften Arbeitsteilung, durch die die Menschen weitestgehend aufeinander angewiesen werden, weil sie sich gegenseitig durch ihre Leistungen für einander zu einem Ganzen, einer Gesamtheit, durch die Bedürfnisse und den Güterverkehr verbunden wissen sollten. Das verbindende Organ ist der Markt im weiteren Sinn. Wenn nun gesagt wird, dieser Markt sei das Zentrum dieser Gesamtwirtschaft, an dem nicht subjektive Erwägungen, sondern objektiv gesicherte Gütermengen die maßgebende Rolle spielen, so liegt darin eben doch eine Verkennung des energetischen Kerns alles sozialwirtschaftlichen Geschehens im Wollen des handelnden Menschen. Nur durch dieses Wollen hindurch gelangt der ganze Komplex von Güterbedarf und Gütervorräten, also ökonomischen Mengen, als Angebot und Nachfrage in bestimmten zahlenmäßigen Größen, auf dem Markte zur Bedeutung. Ohne die wollenden Menschen sind alle diese Mengen ökonomisch bedeutungslos, und sie gewinnen ihre Werte erst aus den Zwecken der für diese Zwecke opferbereiten Menschen. Und darin liegt das Schicksal auch der nationalökonomischen Theorien mit bestimmt.

IV

Von der Statik zur Dynamik

1. Begriffe und Problemstellung

Es ist gerade vor einem halben Jahrhundert gewesen, als John Bates Clark¹ den heute noch umkämpften wertvollen Gedanken

¹ John Bates Clark, *The distribution of wealth*, New York 1902, p. 29–36.

veröffentlichte, Statik und Dynamik als methodologische Kategorien unserer Wissenschaft einander gegenüberzustellen, indem er an die Stelle des „Natürlichen“ bei Preis, Lohn, Zins, Profit das „Statische“ gesetzt hat und die statische Erscheinung als jene definierte, die in einer *society free from disturbances that progress causes* wirklich ist. Die ungeheure Bewegung, die durch den Fortschritt in die ökonomische Welt gekommen ist, zeitige dynamische Probleme der Theorie.

Es ist das Verdienst Schumpeters, für diese Zweigeteiltheit der Problemstellung in der deutschen nationalökonomischen Theorie durch zwei methodisch grundlegende Werke ein Paradigma geschaffen zu haben. Er hat in einem ersten Wurf, in dem er Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie auseinandersetzte, einen statischen Zustand der Volkswirtschaftszusammenhänge hypostasiert,¹ in dem „keine neuen Produktions- und Konsumkombinationen, weder Veränderungen noch Verschiebungen im Ablauf der Wirtschaft“ eintreten. In dem überaus bestimmten System einer grundlegenden statischen Betrachtung war ein Raum für den Einfluß des gewaltigen und mannigfaltigen menschlichen Wollens – gleichviel ob ökonomisch, politisch oder ethisch ausgelöst – der Wirtschaftssubjekte kaum, ja streng genommen überhaupt nicht gegeben.

Das Ziel der Theoretisierung war erstens das Erkennen eines Gleichgewichtszustandes in den Güterquantitäten, zweitens, durch die Idee des Gleichgewichtszustandes bedingt, die Erkenntnis der Wirkung, die von einer Änderung irgendeiner Güterquantität auf die anderen Gütermengen ausstrahlt. Auch für die sozusagen primäre Änderung irgendeines Güterquantums bleiben die Ursachen, gegebenenfalls also folgerichtig auch subjektive Motive, ganz außer Betracht.²

Das Ergebnis dieser Forschung mußte die Erkenntnis eines Systems von Wertrelationen sein. Ihr stellte Schumpeter in seiner

¹ Jos. Schumpeter, Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, 1908.

² Dazu Schumpeter, ebenda in dem inhaltreichen Vorwort, dessen Sätze Sch. freilich nicht alle aufrechterhalten hat. Aber Geltung behielt bei ihm, daß Telos und Causa im Rahmen einer exakten Disziplin nicht gelöst werden können, weshalb schon die Begriffe „Ursache“ und „Wirkung“ zu vermeiden seien.

Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung die Theorie der dynamischen Betrachtungsweise gegenüber (1912). Damit war die Doppelproblematik der ökonomischen Theorie klar erfaßt. Und mit dieser Gegenüberstellung war auch in der Theorie grundsätzlich eine Wiederannäherung an die Wirklichkeit bewirkt, mindestens eingeleitet, nachdem in der streng exakten statischen Theorie der Grenznutzenlehre eine Selbständigkeit der theoretischen funktionalen Denkwege gegenüber der Wirklichkeit sich durchgesetzt hatte.

Der Gegensatz von Statik und Dynamik ist allerdings in der Literatur bis heute noch nicht gefestigt, die Begriffe werden noch reichlich umgedeutet. Von den sehr streng auf ein bestimmtes Merkmal eingestellten Disjunktionen bis zur völligen Verneinung einer Gegenüberstellung von Statik und Dynamik ist es eine recht uneinheitliche „Lehrmeinung“, der man gegenübersteht, und zwar durchaus nicht etwa nur in der deutschen Literatur. Manche Autoren wollen sie nur nach Arten von Änderungen unterscheiden.

Wirklich kontrovers wird die Unterscheidung bei R. F. Harrod.¹ Er vertritt die Ansicht, daß einmalige Änderungen durchaus noch als Objekt statischer Betrachtungsweise zu behandeln seien. Erst wenn man es mit stetigen Änderungen zu tun hat, müsse man sich nach anderen Methoden umsehen. Harrod meint allerdings, eine dynamische Theorie existiere noch nicht.² Er ist aber überzeugt, daß, sobald sie existiere, sie es für zweckmäßig halten werde, alle Probleme, die mit der Bewegung zu neuer Gleichgewichtslage nach einer einmaligen Änderung zusammenhängen, statischer Behandlung zuzuweisen. Dynamische Behandlung sei für jene Fälle vorzubehalten, in denen es sich um die Wirkungen anhaltender Änderungen und um die Beträge der in ihnen zu bestimmenden Werte handelt.

Praktisch zeigt sich die Konsequenz nur negativ als eine methodische Vorschrift: Vertreter der statischen Theorie haben sich einer Analyse der Wirkungen ständiger Änderungen mit den Methoden der Statik zu enthalten. Die praktische Tragweite dieser Auffassung ist erheblicher, als man denkt, denn nach dieser Auffassung Harrods ist es fraglich, ob der Gewinn des Unternehmers als ein Phänomen anzusehen sei, das mit statischer Methode zu analysieren ist, oder ob es dynamisch zu sehen ist.³

¹ R. F. Harrod, *Towards a Dynamic Economics*, London 1948. Deutsche Ausg. „*Dynamische Wirtschaft*“ 1949.

² Dieser Ansicht entspricht der Titel der Originalausgabe.

³ Deutsche Ausg. S. 17.

Andere und sehr exakt denkende Theoretiker sehen das disjungierende Merkmal im Zeitablauf eines wirtschaftlichen Prozesses, durch den eine dynamische Betrachtungsweise notwendig wird. So kennzeichnet Ragnar Frisch als statisch die Theorie, die sich auf einen Zeitpunkt oder eine Zeitperiode bezieht, als dynamisch, wenn sie sich auf verschiedene Zeitpunkte oder Perioden ausdehnt. Diese Auffassung hat bei der Mehrheit der exakt denkenden dynamischen Theoretiker sich heute durchgesetzt: der Zeitablauf und der in ihm sich vollziehende Prozeß wird durch eine dynamische Theorie analysiert.¹

Nun hat aber offenbar nicht die Zeit an sich, sondern sie hat nur deshalb und dadurch ihre besondere Bedeutung für die Theorie, daß angenommen werden kann, daß sich innerhalb des Zeitraums ein Geschehen vollzieht, das entweder dynamische Bedeutung für die Relationen (insbesondere ihre Änderungen zwischen zwei Zeitpunkten, also bis zum Zeitpunkt einer neuen Ruhelage) hat oder nicht hat, denn dieser negative Tatbestand kann für das Verstehen des Ablaufes der Wirtschaft ebenso bedeutsam sein. Das, worum es also wirklich geht, wenn eine Verschiedenheit der Zeitpunkte, innerhalb deren die zu erklärenden Größen beobachtet werden, Bedeutung haben soll, ist offenbar irgendein Geschehen oder Nichtgeschehen während der Beobachtung, in der eine Wirkung einer Ursache eingetreten sein kann.

Es ist befremdlich, daß die nächstliegende Deutung des Ausdrucks „dynamisch“ bisher nicht dem Wort entsprechend erfolgt ist. Die dynamische Betrachtung eines Erscheinungskomplexes ist offenbar auf die in diesem auftretenden und beobachtbaren Kräfte gerichtet. Nun sagt mit Recht Eucken: „alle konkrete Wirtschaft ist dynamisch.“² Überall, wo gewirtschaftet wird, setzt die Theorie planmäßiges Handeln voraus, unter allen

¹ In Übereinstimmung mit R. Frisch formuliert E. Schneider (a. u. a. O. S. 187 ff.): eine Theorie ist statisch, wenn alle von ihr behandelten Relationen zwischen den Variablen sich restlos auf den gleichen Zeitpunkt oder denselben Zeitraum (Periode) beziehen, sie ist dynamisch, wenn sie sich auf verschiedene Zeitpunkte oder -räume beziehen. Weniger exakt Boulding, a. a. O. S. 782: dynamic is called that part of economic theory, which is concerned with the time relationships of economic variables.

² W. Eucken, Die Grundlagen der Nationalökonomie, 6. Aufl. S. 180.

Umständen ein Wollen, und wo ein Wille in die Außenwelt tritt, hat man es mit Dynamik zu tun.¹ Es ist daher Predöhl zuzustimmen,² wenn er in dem Übergang von der Statik zur Dynamik den Übergang von der funktionalen zur kausalen Betrachtungsweise und Fragestellung sieht, womit freilich möglicherweise der Bereich der exakten Theorie verlassen wird.

2. Ungenügen der Statik

Das Erkenntnisobjekt der statischen Theorie hat Schumpeter gekennzeichnet als ein „gedankliches Sujet“ von zusammengehörigen Quantitäten bestimmter Güter, die derart in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander stehen, daß die Veränderungen einer derselben eine Veränderung aller nach sich zieht. Danach ist die Aufgabe der reinen oder theoretischen Ökonomie: zunächst auf Grund eines gegebenen Zustandes dieses Systems, das einen natürlichen Gleichgewichtszustand hat, jene Änderungen der Quantitäten abzuleiten, die im nächsten Augenblick vor sich gehen werden, wenn nichts Unvorhergesehenes eintritt.

Der Inhalt dieser Theorie ist also gewiß Beschreibung eines solchen Systems von Funktionsbeziehungen und seiner Bewegungstendenzen, solange die Quantitäten nicht im Gleichgewichtsverhältnis stehen. Man kann eine solche Auffassung von dem Inhalt und der Aufgabe der Theorie auch im Hinblick auf das Wirklichkeitsinteresse gewiß vertreten und es soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß die in solch einer Theorie erarbeiteten Erkenntnisse auch irgendwann einmal in einer Sozialwirtschaft zweckmäßig gewirkt haben können und ausgewertet werden konnten, soweit eben die Voraussetzungen dieser Theorie der Wirklichkeit entsprochen haben.

¹ Auch der an der Börse in die Erscheinung tretende Kauf- oder Verkaufsauftrag, der zum Nachfrage- oder zum Angebotsüberhang beiträgt, wirkt dynamisch, wenn er auch nicht unmittelbar auf den Tagespreis Einfluß hat. Mit den Notizen Bf. und G. wird er beachtet und wirkt mitgestaltend auf die Nachfragen und Angebote des nächsten Marktes.

² Andreas Predöhl, Gesetz und Gestalt. Methodologische Bemerkungen zu Schumpeters „Business Cycles“. Jb. f. Sozialw. Bd. I S. 19.

Schon vor 4 Jahrzehnten aber hat Amonn dagegen Stellung genommen,¹ daß man in allem wirtschaftlichen Handeln nichts anderes sehe als eine Veränderung ökonomischer Quantitäten, und er hat insbesondere dargetan, daß das spezifische national-ökonomische Interesse an die eigentümlichen sozialen Beziehungen anknüpft, die mit dem Güterverkehr zusammenhängen und deren Resultante oder Objektivation der Preis ist. Damit war für eine einerseits engere, anderseits weitere Auffassung der Aufgabe der theoretischen Nationalökonomie ein entscheidender Schritt getan: es geht nicht nur um starre Systeme von Gütern, sondern um Vorgänge und Zusammenhänge zwischen solchen sowie um Entwicklungen in ihnen in einer menschlichen Gesellschaft, die durch Trachten, Denken, Planen und Disponieren von Menschen entstehen, die in sozialer Bewegtheit (Amonn) denken, planen und handeln.

Nicht ein abstraktes System, von in gegenseitiger Abhängigkeit stehenden Nutzen, sondern den dynamischen Zusammenhang zwischen den in Abhängigkeit voneinander stehenden Interessen- (Nutzen-, Zweck-) Verfolgungen kennenzulernen ist Aufgabe der nationalökonomischen Theorie, wenn sie das wirtschaftliche Geschehen in seiner Ganzheit verständlich machen will. Und das heißt nichts anderes als die Bejahung der Theorie als einer Wissenschaft, die mindestens auch von einer Dynamik im gesellschaftswirtschaftlichen Geschehen zu handeln hat, der es um kausale, nicht bloß funktionale Deutung aller Bewegung von Gütern innerhalb der Gesellschaft geht.

Solche Durchforschung der dynamischen Zusammenhänge, das ist es ganz vornehmlich, was als Leistung der jüngeren Theorie anzuerkennen ist. Die Ansätze dazu liegen weit zurück und es ist merkwürdig genug, daß das unmißverständliche Bekenntnis zu dieser Aufgabe sich erst in den letzten drei Jahrzehnten geltend gemacht hat.

Der Anfang nationalökonomischer Kausalforschung darf in der sich im 17. Jahrhundert den denkend beobachtenden Menschen aufdrängenden sehr konkreten Frage gesehen werden: wie war es möglich, daß Spanien, das den „Schatz“ der ganzen

¹ Alfred Amonn, a. o. a. O.

Welt besaß, so rasch arm werden konnte, daß sein Schatz so weitgehend zerfloß, daß es zur Kupferwährung kam? Und wie konnten auf der anderen Seite die Niederlande, ein Land ohne beachtliche natürliche Produktionsbedingungen nach einem ausichtslos scheinenden Kampf gegen die damals einzige Weltmacht so reich werden, daß sie mit der größten Handelsflotte des Erdballs überlegener Konkurrent aller Nationen in Handelsschiffahrt und kolonialer Betätigung werden konnten?

Man war damit durch die Welt der Tatsachen damals schon zu einer Fragestellung gebracht worden, die einen methodischen und erkenntnistheoretischen Höhepunkt wissenschaftlich in der Entwicklung der historischen Richtung der Sozialökonomik des 19. Jahrhunderts gewinnen sollte. Es war ein Fragen nicht nach einem Gleichgewicht, sondern nach den Ursachen vom Werden und Vergehen des Wohlstandes eines Staatsvolkes.

Aber zwischen jener Fragestellung des 17. Jahrhunderts und dem Aufkommen der historischen Schulen der Sozialökonomik liegt die Entwicklung der politischen Ökonomie in einem literarischen Prozeß, in dem der Glaube an die Herrschaft der Natur, also Physiokratie, immer mehr das Leitmotiv wurde und der schließlich zur klassischen Schule geführt hat. Denn auch sie wurzelt in dem Glauben an diese Herrschaft der Natur und an die natürliche Tendenz zu einer vorausbestimmten in der Natur der wirtschaftlichen Zusammenhänge liegenden Harmonie (*harmonia praestabilita*). Die Überzeugung von der Wesensgleichheit aller Menschen in allen, auch den sozialen Bereichen des Lebens, wie sie mit der Naturrechtsidee Boden gewann, führt auch zur Neigung, alle Erkenntnis über das ökonomische Verhalten zu generalisieren.

Die von diesen Annahmen ausgehende Forschungsweise (und das heißt vornehmlich die Fragestellung der klassischen Schule nach dem Gleichgewicht in der Güterbewegung und der Interdependenz der Preise)¹ hat sich in der freilich mit

¹ Über den Wirtschaftsbegriff der statischen Theorie zu vgl. Svend Riemers treffende Kritik in dem sehr beachtenswerten Aufsatz „Struktur und Grenzen der statischen Wirtschaftstheorie“. Arch. f. Sozw. 69 Bd. 1933.

erheblichen Varianten (unter denen die psychologisierende Grenznutzenlehre ihre besondere Rolle hat) auftretenden nachklassischen Nationalökonomie bis in das 20. Jahrhundert erhalten. Aber die junge Theoretiker-Generation hat die Unvollkommenheit, ja eine offenbare Lücke in der theoretischen Arbeit vor dem ersten Weltkrieg empfunden. Haberler, Harrod und Paulsen haben in neuester Zeit ausdrücklich hingewiesen auf die absolute logische Notwendigkeit der Verbundenheit der statischen Betrachtungsweise, also der Betrachtung eines Ablaufs alles wirtschaftlichen Geschehens auf einen Gleichgewichtspunkt hin mit einer Wirtschaft, in der relevante Änderungen, sei es auf dem Arbeits-, sei es auf dem Kapitalmarkt oder wesentliche Änderungen der Absatzmärkte oder auch technische Änderungen so gut wie nicht vorkommen, jedenfalls nur so vorübergehend auftreten, daß sie durch das Streben nach dem Gleichgewicht hin rasch und leicht überwunden werden. Es waren doch andere Bewegungen in den Mengen und Werten reichlich genug zu beobachten und erklärungsbedürftig, für die nicht ein Gravitieren nach einem Gleichgewicht als das Wesentliche hingestellt werden konnte, so daß die Beschreibung solcher Gleichgewichte das Um und Auf der theoretischen Arbeit wäre.

Hat schon die Frage in der statischen Analyse, wie denn das Handeln zwischen zwei Gleichgewichtslagen verläuft, eine gedankliche Behandlung verlangt, um ein wirkliches Verstehen des Gesamtgeschehens der Wirtschaft zu erreichen, so mußte man endlich zu einer anderen Problemstellung als derjenigen gelangen, die sich nur um die Beziehungen zwischen den Dimensionen der in der Wirtschaft bewegten Mengen und Werte in einem bestimmten Augenblick bemühte, – Schumpeter sagte ausdrücklich: Momentphotographie – also als einer Relations- oder Funktionstheorie. Denn diese Arbeit erwies sich als ungeeignet, jene Bewegungen in der wirklichen Wirtschaft, die immer stärker die Aufmerksamkeit auf sich zog und wohl auch die Sorge um die Vermeidung oder Abschwächung ihrer schädlichen Wirkungen auslöste, zu durchschauen und verstehen zu lernen, also auf ihre Ursachen zurückzuführen: jene, wenn auch nicht regelmäßig, so doch immer wiederkehrenden Bewegungen, die durch gewisse Phasen (die Krise und die Stockung) in steigendem

Maße die Planung der Einzelnen wie schließlich auch jene der Gemeinschaften in Anspruch nahmen. So haben doch wohl jene recht, die in einer universalen Konjunkturforschung den wichtigsten Ansatz zu einer umfassenden neuen Problemstellung mit der Frage „warum?“ im Mittelpunkt erkannten.

Zu ihr haben zuerst hingeführt die durch tiefgehende Wirtschaftskrisen, namentlich in industriell entwickelten Ländern ausgelösten Kritiken, an der vom Harmoniegleuben erfüllten klassischen Lehre. Die Reihe dieser Kritiker beginnt schon mit Robert Owen, Sismondi, Malthus (1818–20), die in gleichem Sinne auf die Elendsverhältnisse nach Beendigung der napoleonischen Kriege reagierten. Die Literatur des 19. Jahrhunderts brachte dann namentlich in Frankreich und Deutschland von Gelehrten verschiedenster Weltanschauung und wirtschaftspolitischer Richtung Versuche, durch Nachweisung einzelner Ursachenmöglichkeiten eine theoretische Deutung zu gewinnen, bis erst das 20. Jahrhundert von zwei Seiten einen wirklichen Fortschritt bringt: 1. mit der Entstehung von systematisch induktiv arbeitenden Konjunkturforschungsinstituten, unter denen das von Wagemann geleitete deutsche trotz seiner Kritik an der Theorie doch gerade durch die Auswertung auch theoretischer Arbeiten sich auszeichnete; 2. durch sorgfältige historische Forschung auch im Zusammenhang mit der Verwertung theoretischer Erkenntnisse, die in der Wechsellagenlehre Spiethoffs mindestens für die Entwicklung der europäischen Wirtschaft während mehr als 100 Jahre eine verlässliche wirklichkeitsnahe Darstellung aufzuweisen hat. Beide Forschungsarbeiten sind getragen von den Grundsätzen dynamischer Betrachtungsweisen.

Alle diese haben die Wirklichkeitsnähe der theoretischen Arbeit gefördert. Dennoch gelang es ihnen nicht, die Erkenntnis einer Regel- oder Gesetzmäßigkeit, der sie dienen sollten, zur Anerkennung zu bringen. Überraschend genug ist Eucken unter den energischsten Gegnern gewesen. Das ist um so befremdender, als er ausdrücklich als zentrale Aufgabe der nationalökonomischen Wissenschaft formuliert hat: notwendige Zusammenhänge und Einheit dort zu entdecken, wo das naive Denken Zufall und Willkür sieht.¹

¹ Eucken, Die Grundlagen, 6. Aufl. S. 227.

Euckens ursprüngliches Urteil gegen die Dynamik lautete: „dynamische Theorien oder Konjunkturtheorien“, die allgemeingültige Aussagen über angeblich regelmäßig wiederkehrende Verschiebungen des konkreten wirtschaftlichen Alltags machen, müssen scheitern. Es gebe keinen normalen Zyklus der Konjunktur. Es ist schon logisch nicht unbedenklich, die Möglichkeit einer dynamischen Theorie zu leugnen, weil für die Konjunktur kein normaler Zyklus bestehe, denn das Erfahrungsobjekt, das zu einer dynamischen Theorie führen kann, erschöpft sich nicht in der Konjunkturbewegung und den Beweis, daß nicht eine gewisse Verwandtschaft in den Phasen verschiedener Zyklen hinsichtlich gewisser charakteristischer Erscheinungen besteht, hat Eucken nicht erbracht. Es heißt aber auch das Wesen der Theoretisierung verkennen, wenn die Identität der Kausalfaktoren, die den Zusammenbruch einer Aufschwungsphase herbeiführen, ebenso exakt, wie es bei einem chemischen Prozeß der Fall ist, erwartet, ja gefordert wird, um die Wesenheitszüge in den aufeinanderfolgenden Phasen von Wechsellagen genügend gleichartig behaupten zu können. Eine Theorie kann wohl berechtigt sein, auch wenn nicht restlos alle Wirklichkeitsfälle auf das Theorem passen, denn die Theorie will und soll ja nur ein schematisches Bild eines solchen Kausalzusammenhanges geben. Eine andere Auffassung verkennet eben das Wesen der Theorie. Die restlose Exaktheit ist überhaupt niemals zu erwarten, wo menschliches Reagieren auf die Wirklichkeit, menschliches Überlegen, Planen und Disponieren den Ablauf bestimmen, mit einem Wort wo menschliches Wollen zur Geltung kommt; bekanntlich nicht einmal bei der Sachlage des Greshamischen Gesetzes.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand, sein Herz ein Kinderherz im heftigen Trachten auch ernstesten Entscheidungen gegenüber (Raabe). Trotz aller Rationalität, mit der er an ein Wirtschaftsproblem herantritt, funktioniert seine Ratio eben nicht wie ein Quantum Sauerstoff oder Kohlenstoff bei irgendeinem chemischen Prozeß.

Darüber hilft auch die Erkenntnis nicht hinweg, daß alle wirtschaftliche Entwicklung nur als Glied des gesamtgeschichtlichen Seins verstanden werden kann, wie Eucken gewiß mit Recht geltend macht.

Will man diesen Hinweis auf das gesamtgeschichtliche Sein ernst nehmen, so wäre die Konsequenz unvermeidlich, daß die elementarsten Grundsätze für eine Kausalanalyse eines ökonomischen Prozesses durch Verfolgung einzelner möglicher Ursachen in einem solchen Prozeß aufgegeben werden müßten. Mich will dünken, daß es hier um das kleinere Übel geht: entweder auf solche theoretische Verfolgung möglicher Einflüsse in dem Ablauf der Sozialwirtschaft zu verzichten oder mit der Erkenntnis von Zusammenhängen einer mehr – oder minder hohen Wahrscheinlichkeit sich zu begnügen.

Für die Theorie scheiden grundsätzlich exogene Störungen (insbesondere solche aus politischen oder militärischen, kriegesischen Umwälzungen) keineswegs völlig aus, aber nur ihre Wirkungen auf Planungen sind Gegenstand theoretischer Überlegenheit. Das eigentliche Objekt der Konjunkturtheorie sind bekanntlich endogene Störungen. Spiethoffs Theorie der inkräftigen Wechsellagen ist dynamische Theorie *καθ' ἐξοχήν* und es schwächt die Bedeutung der durch ihn erarbeiteten Erkenntnisse nicht ab, daß er ihren Wahrscheinlichkeitscharakter betont.

Auch Boulding¹ betont die Unregelmäßigkeit der Konjunkturphasen, die Bewegung mag sehr unregelmäßig sein: eine Phase mag nicht unmittelbar in die theoretisch erwartete nächste überleiten, auch die Dauer der Phasen ist bekanntlich keineswegs konstant, ein *state of fairly stable* kann in die Erholung gleiten, aber auch abwärts in eine Phase zurücksinken, wie das in Großbritannien 1929 beobachtet wurde. Ähnlich kann eine Erholungsphase abbrechen oder selbst in einen Rückschlag weit weg von Vollbeschäftigung und noch weiter von einem Aufschwung verlaufen, wie in den USA. 1937. Eine Stockung mag ziemlich anhaltend sein, die Erholung langsam oder die Stockung kurz und die Erholung rasch wie in den USA. 1921. Nichtsdestoweniger, so fährt Boulding fort, selbst wenn die Perioden und die Reihenfolge ihrer Elemente stark variieren, stellen sie clearly recognizable conditions des ökonomischen Systems dar. So ist auch darin nur wieder der subjektive Charakter aller ökonomischen Einzel- wie Kollektiverscheinungen zu erkennen. So ist es nicht anders als selbstverständlich, wenn Schumpeter von seinem Unternehmer in den *Business Cycles* schrieb, daß es auf diesen ankommt, ob er mit Zusammenschlüssen und Krediten die neuen Kombinationen der Produktionsmittel zustande bringt und dadurch die Wirtschaft aus der „Nachbarschaft des Gleichgewichts“ (!) in den Aufschwung führt, ob der ersten Aufschwungswelle die zweite spekulative folgt, die in die Krise führt usw.

¹ K. E. Boulding, a. a. O. S. 381.

Wenn damit der absoluten Einmaligkeit jedes wirtschaftlichen Geschehens das Wort geredet sein will, so ist dem zu entgegen, daß heute nicht einmal in der naturwissenschaftlichen Welt eine solch absolut zwingende Gesetzmäßigkeit angenommen werden darf, wie sie Voraussetzung für den Syllogismus wäre, daß es keine Konjunkturtheorie geben könne, weil immer wieder individuelle Faktoren mit hereinspielen und den Ablauf der Wirtschaft im einzelnen Fall in irgendeiner Dimension oder Richtung variieren. Man muß eben zwischen der absolut individuellen Kombination zusammenwirkender Faktoren, also wenn man will, der absoluten Individualität jedes einzelnen Wirklichkeitsfalles als dem einen Extrem und einer naturwissenschaftlich absoluten Gültigkeit eines Gesetzes – daß auch sie nicht ausnahmslos wirklich ist, bedarf hier keiner Ausführung, – als dem anderen Extrem sich mit einem Mittelweg bescheiden, der immer noch genügend Wahrscheinlichkeit für sich hat und auch mit dieser Wahrscheinlichkeit genügend Erkenntnisförderung bedeutet.

Auf die verschiedenen Konjunkturtheorien, die im Wesen Krisenerklärungen sind, ist hier nicht einzugehen. Wichtig bleibt, daß es das Bedürfnis nach einem Verstehen der Wiederkehr solcher krisenhafter Phasen zwischen mehr oder minder lang dauernden Phasen des Aufschwungs, also des Wechsels zwischen Aufschwung und Stockung war, was die Konjunkturforschung ausgelöst, und zur Erkenntnis solcher Wechsellagen geführt hat, bei denen einigermaßen deutlich erkennbar war, daß sie nicht exogen in ihrem Ursprung waren. Und damit war unverkennbar das *Warum?* in die Theorie gebracht, wie es vorher nicht vorhanden war, weil, wenn auch mehr oder weniger schwankend, das Harmoniedogma die Durchdenkung der Erfahrungstatsachen hemmte. Natürlich konnte diese Forschung wertvolle Ergebnisse nur zeitigen, wenn die verschiedenen Phasen durch Lebhaftigkeit, ja stürmische Zeiten des Geschäftes, ruhiges Fließen und Stockung der Wirtschaft verläßlich gekennzeichnet und damit deutlich differenziert waren.¹

¹ Schon im Hinblick darauf, daß die Symptome nicht immer mit solcher Deutlichkeit auftreten, wie es die Konjunktursymptomatik voraussetzt, betont Spiethoff, gestützt auf seine gute Tatsachenkenntnis, gewissenhaft die Unzulänglichkeit des historischen Tatsachenwissens um die für ein verläßliches Konjunkturschema (Hdwb. d. St. VI⁴).

3. Aufgaben der Dynamik

Vor allem ist festzuhalten: nicht die Wirtschaft ist statisch oder dynamisch; die Wirtschaft ist stationär oder evolutionär, je nachdem ob die zu erklärenden Größen (die Variablen) im Zeitablauf konstant bleiben oder sich ändern.

Statisch oder dynamisch sind die Theorien mit ihren Betrachtungsweisen gegenüber der Wirtschaft. Sie unterscheiden sich durch die Problemstellungen im Ausgangspunkt und infolgedessen durch die Verschiedenheit der Erkenntnisobjekte und damit wieder ihres Inhaltes.¹

Die statische Betrachtungsweise setzt sich in dem in einem unaufhaltsamen Strom sich fortsetzenden Geschehen, das durch wirtschaftliche Überlegungen und Entscheidungen, sowie technische Akte entsteht, mit einem Augenblickszustand in diesem Strom als Objekt auseinander. Den sachlichen Inhalt dieser Betrachtung bilden die in diesem Augenblicksbild erkennbaren Relationen zwischen Größen, Mengen und Werten. Es handelt sich dabei um die Dimensionen von Bedarf, von gegenwärtigen oder zu erwartenden Vorräten an Produkten und Produktionsmitteln, Preisen usw. Trotz des Augenblicksbildes rechnet die statische Betrachtungsweise auch mit Bewegungen in den genannten Größen, aber ihr Erkenntnisstreben ist nur darauf gerichtet, die Preishöhen zu erfassen, durch welche die Relationen zwischen den Größen konstant erhalten oder wenigstens nur nach kurzen Änderungen auf ihre ursprüngliche Dimensionen und Relationen zurückgebracht werden. Die „Prozesse“, die zwischen einem Markt und einem zeitlich folgenden Markt bezüglich der Variablen vor sich gehen, interessieren die Statik nicht.

Das Wesen der dynamischen Betrachtungsweise liegt in der Beobachtung und Erforschung der Prozesse, die durch nicht

¹ Dieser Unterschied zwischen den beiden Antithesen wird noch wenig bearbeitet. So spricht z. B. Harrod wiederholt von statischer Wirtschaft (z. B. a.a.O. S. 19). Demgegenüber sei auf die sorgfältige Darlegung bei E. Schneider hingewiesen, der übrigens auch die Möglichkeit des Nebeneinanders von mikroökonomisch evolutionärer Wirtschaft mit makroökonomisch stationärem Ablauf richtig hervorhebt, um den Charakter dieser Antithese zu kennzeichnen. (Einführung in die Wirtschaftstheorie Tl. II, 3. Kap.)

stationäre Änderungen¹ in den Daten einer Wirtschaft, vor allem in dem Wollen der Nachfrager und Anbieter, und zwar ganz besonders dem der Anbieter, vor sich gehen. Durch die Analyse der Unternehmerwirksamkeit, also der Angebotsseite, ist Schumpeter in entscheidender Weise zu seiner Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung gelangt. Der Unternehmer will ja neue Kombinationen.

Die in der Hauptsache auf Gewinnung von Relationen und Funktionen abzielende Fragestellung und Forschung der nachklassischen Schule konnte auf die Dauer nicht genügen, weil Voraussetzungen, sehr allgemeine Annahmen, von denen sie ausging, teilweise von vornherein unwirklich waren, zum Teil nicht haltbar blieben.¹ Sie waren es schon nicht mehr seit dem Wirksamwerden der fundamentalen Änderung der Technik, die im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts einsetzte, und die nicht nur den Arbeitsmarkt revolutionierte, sondern auch dem Kapital für die Beschäftigung von Arbeitskräften, also für seine sozialwirtschaftliche Funktion, eine ganz neue Bedeutung, schon mit der Bevölkerungsvermehrung knapper werdenden, aber ganz besonders dem Geldkapital für die Herstellung des Komplementaritätsverhältnisses unter den drei technischen Produktionselementen, wie man es nicht gewohnt war, eine vorher nicht vorhandene Überlegenheit gab. Diese Änderungen, die nicht etwa sozusagen kleinweise, in kleinen Etappen, sondern wie in einem unausgesetzten Strom, die europäische und bald auch die amerikanische Wirtschaftsentwicklung maßgebend bestimmten, forderten eine grundsätzlich andere Fragestellung heraus, als es jene der statischen Betrachtungsweise war.

Richtig sehen die Theoretiker, die wie Haberler darauf hinweisen, daß Statik nicht etwa einen höheren Grad der Abstraktion bedeutet als Dynamik, daß also Dynamik nicht einfach aus der Statik dadurch herauswachsen kann, daß der Grad der Abstraktion schrittweise verkleinert wird und es ist daher mit der Kennzeichnung der Dynamik als jener Betrachtungsweise, die den zeitlichen Prozeß zum Erkenntnisobjekt macht, eine erkenntnistheoretische Unterscheidung zwischen den beiden Betrachtungs-

¹ Stationär sind Änderungen, die durch den regelmäßigen Lebensbedarf der Wirtschaftenden bewirkt sind: Verbrauchs- und Erzeugungsmengen. Zu ihnen sind auch saisonale Schwankungen zu rechnen.

tungsweisen getroffen, die es aus logischen Gründen ausschließt, daß ein Übergang von der Statik zur Dynamik führe. Bei diesem Zusammenhang sei wiederholt, daß nicht das Gravitieren des Systems zu einer Gleichgewichtslage jene Bewegung ist, die mit der Idee einer Theorie von der wirtschaftlichen Entwicklung aufgegriffen wird, sondern es gilt diese Idee jener, heute weitaus am stärksten von der naturwissenschaftlichen und der systematisch technisch wissenschaftlichen Forschungsarbeit sozusagen aus innervierten Bewegung im ökonomischen Werdegang, die eine Unrast sondergleichen in die Welt gebracht hat,¹ wie sie jedenfalls weit zurück in der Geschichte der menschlichen Wirtschaftsgesellschaft – gewiß nicht in der abendländischen – nicht nachzuweisen ist.

Aber deshalb braucht darin durchaus keine Revolutionierung der Wirtschaftswissenschaft gesehen zu werden, denn die Auffassung des wirtschaftlichen Geschehens in erster Linie als eines menschlichen Handelns ist lange schon im Vormarsch.

Wenn Paulsen schreibt: die Wirtschaftswissenschaft werde mit der Abkehr von der das 19. Jahrhundert beherrschenden statischen Betrachtungsweise zur dynamischen das Weltbild des vergangenen Jahrhunderts verlassen, denn sie werde eine Wissenschaft vom Menschen und von menschlichen Entscheidungen im gesellschaftlichen Raum statt eine Wissenschaft von Güterpreisen und anderen objektiven Größen und ihren mechanischen Beziehungen sein, so ist das eine halbe Wahrheit. Sie bedeutet keine entscheidende Wendung, bedeutet durchaus nicht etwas so völlig Neues, sondern nur daß sich die der Wirklichkeit näher stehende Auffassung vom ganzen Wirtschaftsprozeß gegenüber einer durchaus nicht wertlosen, aber doch zu wirklichkeitsfremden Objektivation des ganzen Wirtschaftsgeschehens der statischen Betrachtung durchsetzt, und zwar als notwendige Ergänzung. (Paulsen, a. u. a. O. S. 40.)

„Die dynamische Analyse ist die Analyse von zeitlichen Abfolgen im wirtschaftlichen Geschehen.“ Um einen Preis in seiner Bedeutung zu erklären, die er in einem gegebenen Augenblick hat, durchforschte die ältere Lehre wohl auch den Zustand anderer wirtschaftlicher Größen im gleichen Augenblick und die unmittelbare Interdependenz der Marktgrößen untereinander. Schumpeter sagte: es geht ihr um ein System von Relationen. Die dynamische Theorie berücksichtigt dagegen zur Erklärung der Zusammenhänge die Preise des betreffenden Gutes in vorausgegangenen

¹ Clark, a. a. O. S. 407–409 schrieb so schon vor 50 Jahren.

Zeitpunkten, aber folgerichtig auch weiter den Gegenwartspreis, wie er von diesem Beobachtungsaugenblick fortwirkt auf künftige Wert- und Marktgestaltungen. Es gilt also jetzt als wissenschaftliche Aufgabe, auch zu ergründen, wie die verschiedenen Zeitpunkten angehörenden Wirtschaftsgrößen (Preise) untereinander verbunden sind. Und da zeigt sich folgendes: wenn die Stetigkeit in dem Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage einmal durch irgendeine Störung vernichtet ist, verläuft der Prozeß zur Herstellung eines „neuen Ruhezustandes“ keineswegs so sicher, und gewiß nicht so momentan, wie die alte Theorie mit der Wirksamkeit der vollkommenen Konkurrenz und dem Pendeln zum „natürlichen Preis“ es dargestellt hat. Jeder, durch Störung in seinem Wirtschaftsplan betroffene Wirtschaftler – sowohl Konsument wie Anbieter – sucht sich der Störung anzupassen.

Diese Anpassung ist, wirklichkeitsnahe gesehen, als zeitlich verlaufender Prozeß zu behandeln. Um ihn geht es. In ihm wird eine Vielheit von Überlegungen (durch Außenweltstatsachen mit ausgelöst) bei den wollenden Wirtschaftlern wirksam. Und diese möglichen und wahrscheinlichen Überlegungen sind als richtunggebende Größen für die Preisentstehung möglichst isoliert in ihrer wahrscheinlichen Wirksamkeit für den Gesamtverlauf zu durchdenken und d. h. zu theoretisieren. Aus dieser Vielheit der möglichen Einfluß gewinnenden Umweltstatsachen schon folgt, welch ein umfassendes Gebiet möglicher Kausalzusammenhänge von der Dynamik zu beackern ist.

Selbstverständlich kann es der dynamischen Forschung gelingen, unter der Voraussetzung, daß in den Daten eine Wirtschaftslage gegeben ist, die der dynamischen Methode entspricht, das Zustandekommen eines Ruhezustandes von längerer Dauer, also z. B. eines stabilen Preises, als Folge des angenommenen Kräftesystems folgerichtig abzuleiten. Die Ergebnisse der dynamischen Theorie können, wenn sie sich nicht auf Kausalforschung ex post beschränkt, sondern auf Prognosen mit Wahrscheinlichkeit einläßt, interessant sein, aber Exaktheit wird ihnen nicht eigen sein. Darin hat Schumpeter vor auch bald 50 Jahren richtig gesehen.

Es liegt in dem Wesen der dynamischen Betrachtungsweise durchaus nicht, daß in irgendwie absehbarer Zeit eine die vielen

Ungleichgewichte ausgleichende, umfassende Lösung zustande kommen müsse, die etwa als Gleichgewichtslösung aufzufassen wäre.

Der Nachweis, daß in der seit Mitte des 19. Jahrhunderts beobachteten Reihe von Wechsellagen (*business cycles*) irgendein Zeitpunkt oder gar ein Zeitraum in irgendeinem europäischen Staat als Gleichgewichtspunkt anzuerkennen gewesen wäre, ist, soweit ich sehe, noch nicht erbracht worden. Unstetheit, Bewegung und Änderung der Relationen ist also das so überwiegende Phänomen geworden, daß man es für die Gegenwart – und als solche darf darin mindestens die Zeit seit dem ersten Weltkrieg verstanden werden – als das reguläre Merkmal bezeichnen darf.¹

Typisch für solches kontinuierliches Schwanken eines Preises zwischen vom Gleichgewicht weit entfernten Ausschlagextremen ist die Bewegung der Schweinepreise. Hohe Schweinefleischpreise als Folge hoher Schweinepreise regen die Aufzucht von Schweinen an, die innerhalb von 18 Monaten ungefähr zu einem Überangebot auf dem Markt führen, weil die Vermehrung der Schweineaufzucht bei etwa 100000 Schweinehaltern genügen würde, um den Schweinepreis auf ein gesundes Niveau herabzudrücken, aber weit über eine Million Schweinehalter werden zur Steigerung der Schweineaufzucht veranlaßt. Die Folge ist wieder ein Überangebot und damit das Absinken des Preises weit unter das Niveau eines gesunden Preises.

Die alte Theorie hat diesen Anpassungsvorgängen und der dafür erforderlichen Zeit überhaupt kaum Beachtung geschenkt.

Ich habe in den Jahren 1908/9 in verschiedenen Aufsätzen auf die Notwendigkeit hingewiesen, diese beständigen Anpassungsprozesse zu bearbeiten: heute stehen sie im Mittelpunkt der Forschungsarbeit.²

Die Einsicht, daß eine solche Konstanz, wie sie oben erwähnt ist, und mit der die statische Betrachtungsweise rechnet, vielleicht

¹ Zu vergl. die besonders klare Darstellung der *business cycles* bei Boulding, a. a. O. S. 375, ohne daß aber die These: „a true cyclical movement is a swing about a position of equilibrium . . .“, also die Pendelbewegung, für eine dynamisch zu deutende Bewegung gelten könnte.

² Insbes.: Zwiedineck, Vernachlässigte Preisbestimmungsgründe, Ztschr. f. d. g. St. 1909.

in den Jahrtausenden der Frühgeschichte, etwa in der altorientalischen Stadtkultur, Wirklichkeit gewesen sein mag, daß sie aber nicht in den letzten Jahrhunderten, geschweige denn in den letzten Jahrzehnten der Wirklichkeit entspricht, daß vielmehr eine Unbeständigkeit in diesen Faktoren des Marktes nicht etwa nur im Zusammenhang mit den schweren Erschütterungen der ganzen Gesellschaftsstruktur durch moderne Kriegführung, sondern auch ohne solche dauernd und jedenfalls in einer Wirtschaft besteht, die durch eine aufs höchste rationalisierte Technik bestimmt wird. Diese Einsicht mußte sich endlich durchsetzen.

Und nun ergibt sich aus dem Streben nach Wirklichkeitsnähe zwangsläufig die Aufgabe der Wissenschaft: diesen, heute in ihren Fundamenten stets beweglichen Wirtschaftsfaktoren theoretisch gerecht zu werden, d. h. wirklichkeitsnahe zu kommen. Es ist Aufgabe und Ziel der dynamischen Theorie, die Bewegungsprozesse vor allem auch in ihren Wirkungen auf die Marktteilnehmer und ihre Haltung also, ihre Entschlüsse zu klären.

Carell, der in der Erfassung der Gleichgewichtszusammenhänge die Voraussetzung für eine erfolgreiche Wirtschaftslenkung sieht, geht in der Definierung der Statik davon aus, daß das Gleichgewicht als „statischer Zustand“ bezeichnet wird und ergänzt weiter: „Zusammenhänge, die bei Gleichgewicht gegeben sind, bestehen unter ‚Gleichgewichtsbedingungen‘ oder ‚statischen Voraussetzungen‘. Bei der Entstehung solcher Zusammenhänge wird von allen Veränderungen im Ablauf der Zeit (Zeit als Veränderungsmoment) abstrahiert. Güterpreise und Gütermengen werden als gleichzeitig gegeben angenommen.“ Richtig folgert er weiter: da sich aber mindestens die Nachfrage dauernd ändert, schon infolge des Bevölkerungswechsels, da auch die Menge der wirklich „getauschten“ Güter in dauernder Veränderung ist, die Nachfrage nach den einzelnen Gütern sich dauernd verschiebt, kommt es in der Wirtschaft nie zur Bildung eines Gleichgewichts.¹

Möchte man dann nicht fragen: Warum wird dann der Statik zwecks Erkennen des Gleichgewichtes ein so überragendes Gewicht in der allgemeinen Volkswirtschaftslehre eingeräumt? Aber

¹ Carell, Erich, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, 5. Aufl. 1951, S. 138 ff.

Carell rechtfertigt diese nachhaltig intensive Befassung mit dem Gleichgewichtsproblem damit, daß die Kräfte des Wettbewerbs dauernd zum Gleichgewichtszustand drängen. Auch dieses Drängen ist Handeln der wirtschaftenden Menschen. Es ist nun wohl einzuräumen, daß ein menschliches Handeln oft vor sich geht mit einem bestimmten Ziel, ohne daß auch eine Wirkung, die dabei eintritt, von dem Handelnden selbst gewollt wird. Die Frage, ob die im Wirtschaftsgetriebe handelnden Menschen wirklich auf ein Gleichgewicht zustreben, liegt im Bereich soziologischer und noch mehr individualpsychologischer Forschung. In der Nationalökonomie war gewiß das von den Klassikern angenommene, unbegrenzte Erwerbstreben nicht in Übereinstimmung zu bringen mit dem Streben nach einem Gleichgewicht. Weit mehr als die Klassiker und die Neoklassiker es wahr haben wollen, ist jene Annahme gerade das Gegenteil dessen, was einer statischen Auffassung der Wirtschaft entspräche.

Wohl ist es auch für die dynamische Forschung ein Ziel geblieben, das Zustandekommen eines Ausgleichs zwischen den Marktgrößen, eines „Gleichgewichtes“ in einem Preis, der zwischen Angebot und Nachfrage sozusagen eine Lösung, eine Entscheidung bedeutet, im Auge zu behalten, zu klären. Aber man ist sich endlich bewußt geworden, daß in einer dynamischen Untersuchung es vor allem darum geht, den Verlauf von einem Gleichgewichtszustand weg unter dem Einfluß einer Datenänderung (sei es Änderung in den Bedürfnissen, sei es in der Technik usw.) im Zeitablauf bis zu einer nächsten Datenkonstellation und dem ihr entsprechenden Kräfteverhältnis, also Angebot-Nachfrage-Verhältnis, zu durchleuchten. Überdies aber daß eine wirklich universale dynamische Auffassung des gesamten Wirtschaftsgefüges auch damit rechnen muß, daß auf jede Änderung in den Daten angesichts der erheblich veränderten, immer größer werdenden Massenhaftigkeit auf seiten beider Preisparteien, vor allem freilich auf seiten der Nachfrage, verschieden, und wenn auch in derselben Richtung, so mindestens verschiedengradig reagiert würde, solange nicht eine Vereinheitlichung auf einer der Marktseiten organisiert wird.

An dieser Arbeit, an der Entwicklung der modernen dynamischen Theorie, an der Durchforschung des zeitlichen Ablaufes

der Wirtschaftsprozesse unter bestimmten Datenkonstellationen haben vor allem der Norweger Ragnar Frisch, der Holländer Tinbergen, der Engländer J. R. Hicks, die Amerikaner C. T. Roos und P. A. Samuelson sowie die Schweden Lindahl, Åkerman, Ohlin, Myrdal, aber auch die Deutschen v. Stackelberg, Erich Schneider und Hans Peter durch die Ermittlung von Verlaufsanalysen wesentlich gewirkt. Auch das von mir formulierte Gesetz der zeitlichen Einkommenfolge¹ will dazu beitragen, die Tragweite des Zeitablaufs und der zeitlichen Spannungen zwischen bestimmten Ereignissen zur Geltung zu bringen.

4. Führt ein Weg von der Statik zur Dynamik?

Für die Beurteilung des methodologischen Wertes einer solchen Gegenüberstellung von Statik und Dynamik in der ökonomischen Theorie ist es nicht gleichgültig, daß von den Gedankenwegen der Statik aus die Beantwortung von Fragen, die aus der Problemstellung der Dynamik sich ergeben, nicht gelingen kann, weil für die statische Theorie die Zeiteinheit aller Relationen eine fundamentale Annahme bildet. Dieser Erkenntnis haben sich auch vornehmste Vertreter der statischen Forschung nicht verschlossen.

Alfred Marshall hat unter Hinweis auf das Zeiterfordernis für die gegenseitige Beeinflussung der Verhältnisse und Vorgänge im Wirtschaftsleben einmal geschrieben, daß jeder einfache und glatte Lehrsatz über die Beziehungen von Produktionskosten, Nachfrage und Wert für die Verhältnisse unserer Welt notwendig als falsch bezeichnet werden müsse.² Es fällt in den Bereich der Herrschaft des Wortes und der Freude an dem eigenen Wort, wenn die statische Preislehre immer noch so eingehend behandelt wird, nachdem ein Gelehrter wie Hans Mayer nachgewiesen und so ausdrücklich formuliert hat: „Die statische Wirtschaft

¹ Zwiedineck, Arbeitslosigkeit und Gesetz der zeitlichen Einkommenfolge. Weltw. Arch. 1932.

² Alfred Marshall, Handbuch der Volkswirtschaftslehre, 1. Bd. Stuttgart u. Berlin 1905, S. 370.

selbst, in der alle Relationen bereits fertig ausgebildet und, weil Daten unveränderlich sind, als Konstante vorliegen, ist, wie die jeder Ruhezustand, problemlos.“ Mayer¹ hat die Grenzen der statischen Betrachtungsweise mit seinen sehr bestimmten und ehrlichen – d. h. mit genügender Selbstkontrolle geprüften – Gedanken sehr richtig gezogen. War es schon ein Problem, von der Wertlehre der Grenznutzenschule die Brücke zu einer für die heutige Welt zutreffenden Preistheorie zu finden, so ist noch problematischer, ob der Weg von der statischen zur dynamischen Wirtschaftsauffassung und damit von der statischen zur dynamischen Theoretisierung von Wirtschaftsvorgängen überhaupt und insbesondere jener des Preises gefunden werden kann. Hans Mayer bezeichnet die Schwierigkeiten des Überganges von der statischen zur dynamischen Betrachtung und der Verwendung der Ergebnisse der statischen Theorie für die Erforschung der Bewegungserscheinungen in der Wirtschaft als „kaum überwindlich“.^{1,2}

Soweit es sich in der statischen Betrachtung nur um die Gewinnung einer Erkenntnis über einen Gleichgewichtszustand handelt, mit dessen Eintritt die verkehrswirtschaftliche Bewegung zwischen den Angehörigen der Wirtschaftsgesellschaft zu Ende gehend gedacht werden muß, weil kein Antrieb zu weiteren Tausch- oder Kaufhandlungen mehr vorliegt, ist dieser Satz richtig. Aber gerade hier zeigt sich die Unzeitgemäßheit der statischen Betrachtungsweise für das Wirtschaftsleben in einem abendländischen Volkswirtschaftskörper unserer Tage. Wenn Mayer recht hat, ist dann für unser Wirtschaftszeitalter auf die Statik zu verzichten? Daß man sich so tief in die stationäre Zustände voraussetzende Analyse der Wirtschaftsprobleme auch bis in die letzten Zeiten, also weit über ein Jahrhundert lang, versenken konnte, ist wohl vor allem damit zu erklären, daß die lebenswichtige

¹ Hans Mayer, Der Erkenntniswert der funktionellen Preistheorie S. 188. Wirtschaftstheorie der Gegenwart, 2. Bd.

² Paulsen, der gleichfalls den Übergang von einem statischen in ein dynamisches Modell für ausgeschlossen hält, keinesfalls etwa vollziehbar durch Verkleinerung des Abstraktionsgrades, unterstreicht die „wesensandere Art des Geschehens“ in beiden Modellen. (Neue Wirtschaftslehre, Berlin 1950, S. 40.) Vgl. das oben S. 45 Gesagte.

Fragestellung nach den Änderungen und Bewegungen dieser Wirtschaft, ohne Wirksamkeit einer Gravitation zu einem Gleichgewicht, oder wenigstens abgesehen von solcher Gravitationswirksamkeit, kurz daß das immer wieder reichlich schmerzlichfühlbare Schwanken zwischen Aufschwung, Hochkonjunktur einerseits, der Misere der Krisen andererseits als möglicher Gegenstand der Theorie nicht ernst genug genommen worden war, zumal da es leicht exogen verursacht gedeutet werden konnte.

Aber auch eine einseitige Auffassung der Kausalität zwischen Wert und Preis ist mitverantwortlich für die Vernachlässigung der dynamischen Problematik. Psychologisch allerdings begreiflich und gewiß auch historisch-soziologisch unter Bedachtnahme auf die primitiven Formen des Güterverkehrs gerechtfertigt, hat man der Theorie des Wertes den Primat vor der des Preises eingeräumt. Die auf die Beobachtung der Bewegungsvorgänge der Wirklichkeit eingestellte Dynamik war es, die auch dazu gezwungen hat, in den Preistatsachen so oft die Richtlinien für jene Entschlüsse der Wirtschaftssubjekte zu erkennen, die man lange als ausschließlich der Wertsoveränität entspringend annehmen zu müssen glaubte. Dies hatte die Konzentrierung der Forschung auf die Wertlehre und damit auf die isolierende und weitgehend abstrahierende Durchforschung eines zu konstruierenden Modells statischer Zustände zur Folge gehabt. Für das Verstehen der Wirklichkeitsphänomene des modernen überaus komplizierten Wirtschaftsgefüges kann das nicht mehr genügen.¹

Die Wertvorstellungen in Geld, wie es der Gegenwartswirtschaft entspricht, sind ein Besitz, den jeder Mensch in dem modernen Verkehrsgefüge erwerben muß und nur allmählich erwerben kann. Er gewinnt diesen Besitz lernend von der Kindheit an bis weit hinein in sein reiferes Leben. Unsere in ein unheimliches Tempo technischer Entwicklung hineingeborene Generation hatte ganz besonders viele Preise, deren Genesis der einzelne gar nicht durchschauen kann, allmählich lernen müssen, um danach seinen Wirtschaftsplan gestalten zu können. Für die

¹ Ausdrücklich fordert H. Mayer, a. a. O. S. 148 einen tieferen Einblick in den Prozeß der Preisbildung.

Auffassung, die in der älteren „theoretischen“ Richtung der neuen Problemstellung heute entgegengebracht wird, darf wieder als besonders maßgebend bewertet werden, daß der Repräsentant der alten österreichischen Schule Hans Mayer, der die Tradition dieser theoretischen Richtung gewiß fortsetzt, doch in der von ihm herausgegebenen Encyklopädie die Wirtschaftstheorie in der Gegenwart die Empfindung des nichtvoreingenommenen Theoretikers unserer Tage etwa mit folgenden Worten kennzeichnet:

Zwischen den Aussprüchen J. St. Mills, es bleibe in den Gesetzen des Wertes nichts mehr zu erklären übrig, die Theorie über diesen Gegenstand sei vollkommen, und dem Urteil des Schweden Cassel (der innere Zusammenhang der Preisbildung könne nur durch ein System simultaner Gleichungen, wie sie sein System bietet, wiedergegeben werden) läge eine Reihe hervorragender Theorien von Meistern des theoretischen Denkens zugrunde, Gossen, W. St. Jevons, Léon Walras, Carl Menger, Böhm-Bawerk, Wieser, Pareto, Marshall, Wicksell, die ihre Lebensarbeit der Lösung des Zentralproblems der Verkehrswirtschaft, des Problems der Preisbildung gewidmet haben. Während die eine oder andere dieser Theorien bei einem Teil der Fachwissenschaft als unumstößliche letzte Wahrheiten gelte und alle fernere Aufgabe nur in der darauf basierten kasuistischen Behandlung von Spezialproblemen gesehen werde, werde auf der anderen Seite bei aller ehrlichen Bewunderung des Geleisteten doch immer stärker das Unbefriedigende und Unzulängliche, das ihnen anhaftet, immer deutlicher fühlbar und das Bestreben sichtbar, durch sie hindurch zu Lösungen zu kommen, die einem umfassenderen Erkenntnisziel Genüge leisten.

Hans Mayer rückt gegenüber dieser antithetischen Situation in der Theorie unserer Wissenschaft die These in den Vordergrund, daß es berechtigt sei, der vorhandenen Lehre vor allem ihre zu geringe Anwendungsbreite auf die Vorgänge der wirtschaftlichen Wirklichkeit zum Vorwurf zu machen.¹ Ein System mag noch so vollendet formal geschlossen sein, es büße an Brauchbarkeit in dem Maße ein, in dem seine zugrundegelegten idealtypischen Annahmen von den realtypischen Voraussetzungen der Wirklichkeit abweichen.

Besonders schwer wiege es, wenn der so geschaffene theoretische Apparat gewisse Probleme, die der Wirtschaftsablauf der Wirklichkeit aufdrängt, infolge seiner Konstruktion gar nicht

¹ Ähnlich Svend Riemer, a. a. O. insbes. S. 589.

aufnehmen und verarbeiten kann. Die Erforschung der Bewegungsvorgänge der wirtschaftlichen Wirklichkeit erklärt er für ein Gebot der Stunde, weshalb es immer drängender sei, einen tieferen Einblick in den Prozeß der Preisbildung zu gewinnen, als er durch die rein statische Betrachtungsweise, die bloße Beschreibung der bereits fertigen Preisrelationen im erreichten Gleichgewichtszustand, gegeben werden kann. Und tatsächlich sei gerade im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts eine immer klarere Wendung zur statistisch-realistischen Behandlung der Zusammenhänge der in Bewegung befindlichen Preise zu erkennen.

Trotz solcher Verneinung der Möglichkeit eines Weges von der Statik zur Dynamik von so maßgebender Seite begegnet man Bemühungen, die statischen Annahmen auch für geeignet zu halten, zu Lösungen von dynamischen Problemen verwendet zu werden. Das ist nicht ganz unbegreiflich, solange über die dynamischen Axiome (Harrod) keine Klarheit besteht.¹

Einen Mittelweg zwischen den beiden Methoden scheint die komparative Statik zu bieten. Sie wird verwendet zur Vergleichung von zwei Gleichgewichtszuständen in verschiedenen Zeitpunkten, mit der die Wirkung der Änderung eines Datums auf das Verkehrssystem ermittelt werden kann. Eine solche Analyse ist gewiß geeignet, einen Einblick in den Mechanismus der Verkehrswirtschaft zu verschaffen. Aber wenn das Interesse auf den Prozeß zwischen den beiden Terminen gerichtet ist, versagt diese Methode. Sie dient nur der Ermittlung einer wahrscheinlichen Kausalität bezüglich der Wirkung des variierten einen Datums. Denn neben der Wirksamkeit dieses einen variierten Datums können sich andere Vorgänge in der Zeit abgespielt haben, die das Endergebnis mit zu bestimmen vermochten, ohne daß dies in dem Gleichgewichtszustand des zweiten Zeitpunktes zu beobachten ist.

Erich Schneider definiert den Gleichgewichtszustand damit,² daß in einer Periode völlige Übereinstimmung oder Kongruenz zwischen den indivi-

¹ Solcher Zwiespalt der Meinungen erstreckt sich auf die nächstliegenden Bewegungen, so ob irgendwelche Akkumulation sei's durch Gewinn, Sparen, sei mit Geburtensenkung durch moral restraint noch innerhalb der statischen Problemstellung denkbar ist.

² E. Schneider, a. a. O. passim, aber insbes. IV. Kapitel.

duellen Wirtschaftsplänen besteht, so daß kein Wirtschaftssubjekt am Ende der Periode Anlaß hat, bei unveränderter Datenlage eine Revision seines Wirtschaftsplanes vorzunehmen und seine Dispositionen zu ändern. Trifft dies nicht zu, so befindet sich das System im Zustand des Ungleichgewichtes, Revisionen der Wirtschaftspläne werden notwendig. Nun kann ein Gleichgewichtszustand stabil oder labil sein. Er ist stabil, wenn auf eine Störung hin durch den Revisionsprozeß der alte Gleichgewichtszustand wiederhergestellt wird, labil, wenn dies nicht der Fall ist. Eine theoretisch relevante Aussage über den zeitlichen Ablauf eines Wirtschaftsprozesses ist aber nur im Rahmen einer Analyse möglich, die anzugeben gestattet, wie ein Zustand aus einem zeitlich vorhergehenden herauswächst. Und hier geht es offenbar um das Problem der zeitlichen Entwicklung eines verkehrswirtschaftlichen Systems bei bestimmter Datenlage aus einem Ungleichgewichtszustand. Seine Lösung erfordert eine dynamische Analyse, und deren Aufgabe ist es, die Wirkungen von Datenänderungen auf die in dem System wirksamen Kräfte im Zeitablauf zu analysieren, das heißt diese Kräfte in ihrem Ursprung zu kennzeichnen und in ihrer Wirksamkeit zu verfolgen,¹ und zwar sei es mit, sei es ohne Rücksicht auf verschiedene Gleichgewichtszustände, die mit verschiedenen Änderungen erreicht werden können.

5. Rückblick

Blickt man zurück auf den Wandel in der theoretischen Arbeit seit den Klassikern, so wird man sich wohl kaum der Einsicht entziehen können, daß es in der Natur der Dinge des wirtschaftswissenschaftlichen Interesses lag, wenn die dynamische Fragestellung zeitlich der statischen vorausgegangen ist, und das ganz abgesehen davon, daß, wie Halm kürzlich treffend angedeutet hat, das politische *post* so leicht als Wegweiser für eine Theoretisierung und mindestens für die Richtung, in der diese erfolgte, zu dienen verlockt.

Setzt man das *laissez faire* als das natürliche Prinzip des Handelns, dann mußte konsequent auch an eine Stabilität im

¹ Paradigmata für diese Aufgabe sind z. B. in Tinbergens „Pfeilschema“, um die in der Wirklichkeit so wirksamen Zeiterfordernisse nachzuweisen, die schon aus dem Überlegen von Plankorrekturen infolge der Änderung irgendwelcher Daten des ursprünglichen Planes (Preise, Einkommen, Angebotsmengen u. dgl.) entstehen, und namentlich das von Oskar Lange (Ztschr. f. Nat. 1931) entwickelte „Spinnwebproblem“ (cob-web Theorem), das den Weg von einem langfristigen Ruhezustand (heißt Gleichgewicht) zu einem neuen solchen beschreibt. Vgl. dazu E. Schneider, a. a. O. S. 190 ff. u. v. Stackelberg, a. a. O. S. 174.

wirtschaftlichen Geschehen geglaubt werden und mußte demzufolge als Erkenntnisobjekt der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung die Gesetzmäßigkeit im Rahmen dieses im Wesen unverrückbaren Augenblicksbildes (Stationarität der Wirtschaft) erfaßt werden.

Und darin liegt doch wohl auch die Erklärung für den Übergang von der dynamischen Einstellung gegenüber Wirtschaftsfragen bei den Merkantilisten zur statischen bei den Physiokraten und noch ausgesprochener bei jenen der Klassiker. Nicht als ob den Klassikern die dynamische Fragestellung schlechthin abgesprochen werden dürfte. Abgesehen von vielen anderen ist es schon die Geld- und Kreditslehre Ricardos, die ohne dynamische Problemstellung nicht zu denken ist. Aber das Bewußtsein, daß es um verschiedene Aufgabengebiete der Theorie geht, fehlt noch völlig. Erst die nachklassische Ära der Theorie hat sich auf statische Problemstellung und die aus ihr folgenden Aufgaben: insbesondere Gleichgewichtsermittlung, seine Beschreibung, exakte Darstellung der Interdependenz der Marktgrößen sowie auf die Methoden der Statik konzentriert. Wohl forderten die Wogen der Wirklichkeit in dem Jahrhundert des Großunternehmertums eine neue, eine dynamische Problemstellung. Aber es gab nur spärliche Ansätze zu einer theoretischen Analyse der langfristigen Wirtschaftspläne der Unternehmung oder der Kapitalbildung, wie wir ihnen in der heutigen Literatur bei Amoroso, Boulding, J. R. Hicks, Erich Schneider, v. Stackelberg u. a. begegnen.

Mag nun auch innerhalb der neuen ökonomischen Theorie noch über manches eine wenig erfreuliche Meinungsverschiedenheit bestehen – dazu gehört besonders die Ungeklärtheit über Objekte der dynamischen Forschung, über den Charakter einmaliger oder dauernder Änderungen als *differentia specifica*, selbstverständlich die Gleichgewichtsfrage u. a. m. –, so ist doch nicht mehr zu zweifeln, daß Aufgaben gesehen und in Angriff genommen worden sind, die lange genug und nicht wohl verstehbar vernachlässigt waren, was insbesondere von der Erklärung der Entstehung des Preises gilt. Und als das diesen Aufgaben Gemeinsame darf wohl bezeichnet werden, daß es um die Durchforschung von Prozessen geht, die in einer in Entwicklung begriffenen Wirtschaft ablaufen.

V

Euckens neue Morphologie

Inhalt der Morphologie ist eine andere Kategorie von Theoremen als jene, in der die Antithese zwischen Statik und Dynamik aufkommen konnte und mußte. Auch in der Morphologie geht es um ein Verständlichmachen der Wirklichkeit durch Herausarbeiten von Wesenszügen in der so ungeheuer umfassenden und mannigfaltigen Wirklichkeit. Aber das Objekt dieser wissenschaftlichen Arbeit. Beschreibung und Verständlichmachung unter Nachweisung seiner Funktionen ist hier nicht ein menschliches Handeln, sondern eine Einrichtung, eine Ordnung, innerhalb der sich menschliches Handeln halten muß oder, mit der Anpassung an die Freiheit, innerhalb der der Wirtschaftler sich hinsichtlich seines Handelns zurechtfinden muß. Es geht um die Ordnung des Marktes, also jener gesellschaftlichen Einrichtung, durch die der Ausgleich zwischen Bedarf und Versorgung, zwischen Nachfrage und Angebot vor sich gehen soll.

Die klassische Lehre war aufgebaut auf dem Glauben, daß durch freie Konkurrenz nicht nur die höchstmögliche Güterversorgung erreicht wird, sondern daß durch den freien Wettbewerb auch ein stabiles Verhältnis in der Komplementarität zwischen den drei Produktionsfaktoren Natur, Arbeit und Kapital bewirkt wird, so daß unter dem Einfluß der Marktvorgänge auch die Preise und die Erträge der Produktionsfaktoren, abgesehen von einem gewissen Pendeln um ein ideales Gleichgewicht, sich als beständig erweisen.

Nun läßt die Klarheit des Begriffes Gleichgewicht viel zu wünschen übrig, zumal vielfach ausdrücklich zugegeben wird, daß nur eine Tendenz zu einem Gleichgewicht wirklich zu beobachten ist.¹

Der Gegensatz der Meinungen auch nur über die Tragweite dieser Gleichgewichtsproblematik hat offenbar zu einer Kontrollierung

¹ Vgl. Zwiedineck, Wirklichkeitsnähe und Gleichgewichtsidee, Jb. f. N. Bd. 164 c. Paulsen (a. a. O. S. 19), der auch Funktionalbeziehungen nur auf beschränktem Raum und in kurzer Zeit, also auf Teilmärkten, gelten läßt, setzt „Ausgleichstendenzen“ statt Gleichgewicht.

der Theorie an der Wirklichkeit hingedrängt. Sie mußte nach dem Wesen dieser Aufgabe ganz in die Breite des Fundamentes des nationalökonomischen Denkens gehen, wenn der Wahrheitsgehalt der Konstruktionen auf dem bisherigen Fundament erkannt werden wollte.

Gerade mit solcher Kontrolle gelangte Eucken zu dem Vorwurf an die vorausgegangenen Wissenschaftsleistungen, daß sie ihren wahren Ausgangspunkt, „die Alltagserfahrung“ und ihre Probleme, nicht gesehen habe. So führte er denn mit seinen sehr energischen Beiträgen zu einer neuen Morphologie des Zentralapparates der gesellschaftlichen Wirtschaft, des Marktes.

Der viel zu früh von uns gegangene, von einem herrlichen Temperament getragene Gelehrte, eine Siegfriederscheinung in unserer Wissenschaft, hat gegen die in Geltung stehenden Theorien und insbesondere gegen Lehren der von Schmoller geführten jüngeren historischen Schule mit selten scharfen Waffen und besonders radikal durch Entwicklung einer neuen methodischen Darstellung und Theoretisierung des Gebietes der Marktformen einen außerordentlich erfolgreichen Kampf entfacht.

Seine eigenen Worte kennzeichnen seine Strategie. Er schrieb: „Die Wissenschaft ist stets beides zugleich: sie ist revolutionär und traditionell. Revolutionär – insofern sie radikal fragt und fragen muß; traditionell – weil sie nicht Fragestellungen und Problemlösungen von Männern über Bord werfen darf, die sehr Gewichtiges zu sagen hatten. In der jetzigen Lage der Wirtschaftswissenschaft und angesichts der Tatsache, daß sie vor der großen Antinomie (scil. historische gegen spekulativ theoretische Nationalökonomie) gescheitert ist, müssen wir besonders radikal fragen, die Tatbestände neu analysieren und dürfen nicht einfach das Gegebene weiterführen. Das ist nicht Pietätlosigkeit. Es ist eine Forderung, die in der heutigen Lage der Wissenschaft erhoben werden muß.“

Und er ergänzt diese Erklärung seines Vorwortes durch folgenden charakteristischen Satz in dem Abschlußkapitel seines entscheidenden Buches: „Der Nationalökonom, der durch theoretisches Denken die Zusammenhänge der Wirtschaft finden will, muß – dem ersten Anschein zum Trotz – die Beobachtung der konkreten Wirklichkeit auf die Spitze treiben.“ In

der Art, mit der er sich für seine theoretische Idee eingesetzt hat, ist Eucken ein geradezu vorbildlicher Typus als Wissender um jene Notwendigkeit, eine neue Theorie, die sich gegen eine alte auflehnt, auf die Spitze zu treiben, wenn sie sich durchsetzen soll.¹

Ziel und Ausgangspunkt für seinen großen Angriff war allerdings die Kritik an jener wissenschaftlichen Arbeit, die, dank der dem deutschen Forscher wohl besonders eigenen Neigung zur Befassung mit historischen Problemen, gerade in der deutschen Literatur besonders zahlreiche Leistungen aufzuweisen hat. Diese Polemik Euckens richtet sich gegen die Stufenlehre insbesondere Büchers und Schmollers und die Stillehren Sombarts und Spiethoffs. Diese historischen Theoretisierungen des über das Wirtschaftsleben in annähernd drei Jahrtausenden um die Jahrhundertwende bekannten Materiales hatten im wesentlichen² nur das in der altphilologischen Literatur übermittelte spärliche Wissen zur Grundlage und zielten darauf ab, Epochen der Wirtschaftsgeschichte mit besonders charakteristischen Gestaltungen und Formen der Güterbeschaffung so zur Unterscheidung zu bringen, daß die Entwicklung, der Werdeprozeß der Wirtschaft zu erkennen ist. Es ist hier nicht im einzelnen dazu Stellung zu nehmen. Das, wogegen sich diese Kritik Euckens vor allem wendete, wardreierlei: 1. die Annahme einer orthogenetischen Entwicklung und das gegen diese Annahme vorgebrachte Material betrifft den Nachweis von Zusammenbrüchen von Kulturen überhaupt und von Rückfällen in der Wirtschaftsgestaltung; 2. der Haupttypus der mittelalterlichen Stadtwirtschaft, wie er von Bücher und Schmoller, im wesentlichen ohne Unterscheidung von Früh- und Spätmittelalter, herausgearbeitet worden war; und 3. die Annahme, daß aus der mittelalterlichen Stadtwirtschaft mit ihrer Autarkie für ein enges Stadtgebiet sich die großräumige arbeitsteilige Volkswirtschaft und das kapitalistische System entwickelt habe. Diese von Historikern eingeleitete Kritik ist nach dem heutigen, durch die historische und ethnologische Arbeit eines halben Jahrhunderts gemehrten Wissen gewiß berechtigt.

¹ Im Sinne des oben S. 7 f. zum Grundsätzlichen über theoretische Gegensätze Gesagten.

² Es sei aber erinnert, daß namentlich Bücher umfassend ethnographische Literatur verwertet hat.

Wieviel man nun aber auch an Entgleisungen, an Mißdeutungen von Quellen, an Fehlern in der Kennzeichnung gewisser Wirtschaftsepochen in der Schlußfolgerung zu einer Theorie der stufenartig sich vollziehenden Entwicklung dem zuschreiben mag, was man als Historismus verfemt: die Leistungen der beiden deutschen historischen Schulen der Nationalökonomie mußte man vor 60 Jahren als Lichtbringer für das Suchen nach jenem Etwas empfinden, das einfach mit der Frage zu kennzeichnen ist: wie ist das geworden, worin wir heute stehen: die Volkswirtschaft?

Als vor 60 Jahren Richard Hildebrand in Graz uns in der Vorlesung über allgemeine Volkswirtschaftslehre auf Grund römischer Literatur und ethnologischer Arbeiten eine Vorstellung von dem Werden der Wirtschaft bei den Primitiven und Halbprimitiven und damit auch über die Wirtschaft unserer Vorfahren gab, war es für seine Hörschaft, ausschließlich Juristen, wie das Aufbrechen in eine neue Welt durch das Eindringen in ein Wissensgebiet, von dem aus das, was die Volkswirtschaftslehre als Begriffswissenschaft brachte, überhaupt erst Anschaulichkeit erhielt, da wir erfüllt waren von eben jener Frage, wie denn das geworden ist, was als die Volkswirtschaft unserer Tage beschrieben und gedeutet wurde.

Eucken stellt, wie aus mehreren Formulierungen zu erkennen ist, die Theorie in der Stufen- und der Stillehre mit der Morphologie (an deren völliger Neugestaltung ihm am meisten gelegen war, und um deren Entwicklung und Begründung er allerdings einen reichen Kranz von fruchtbarer Kritik gegen andere als morphologische Lehren flocht) so nebeneinander, daß er die Arbeit an der Morphologie offenbar nicht als Theorie verstanden wissen wollte. Er wollte jedenfalls auch diesen Gegensatz pointiert haben. Richtig ist es zweifellos, die theoretische Kennzeichnung eines zeitlich sich abspielenden Vorganges, der durch menschliches Wollen ausgelöst ist, als etwas wesentlich anderes zu verstehen als die Charakterisierung der rechtlichen, jedenfalls irgendwie autoritär oder autonom geschaffenen, also dem Einfluß der einzelnen Wirtschaftler entzogenen Ordnungsformen. Theoretischen Charakter haben aber beide.

Was nun Euckens Kritik gegen die Stufen- und die Stiltheorien anlangt, darf man, wenn man jenen Leistungen des 19. Jahrhunderts einigermaßen gerecht werden will, auch nicht vergessen, daß die wirtschaftshistorische Arbeit erst im 20. Jahrhundert jene Leistungen gebracht hat (von Schulte, Strieder,

Rörig u. a.), die die Dinge anders sehen ließen, und daß die für die Kritik am Entwicklungsgedanken so wichtige Erweiterung unserer einigermaßen verlässlicheren Kenntnisse durch vor- und frühgeschichtliche Forschungen erst in die letzten Jahrzehnte fällt, insbesondere durch Arbeiten Menghins, Fritz Kerns, P. W. Schmidts, Koppers, Thurnwalds auf dem Gebiete der Ethnologie. Aber gerade wenn man die Erweiterung unseres Wissens in so viele Jahrtausende zurück richtig werten will, sollte es dann nicht doch gerechtfertigt sein, von einem allmählichen Werden und Sichwandeln¹ desjenigen Handelns der Menschen, das als wirtschaftlich gilt, zu reden, wenn man Anfangs- und Endpunkt einander gegenüberstellt? Und sollte es nicht gerechtfertigt sein, in diese Linie des Werdens auch epochale Abschnitte hineinzudenken? Diese Fragen sind berechtigt, gleichviel ob man der unitarischen Kulturauffassung huldigt, die mit Blaise Pascal die Menschheit gewissermaßen als einen einzigen Menschen auffaßt, der immer hinzulernt, oder ob man die Kultur pluralistisch sieht, so daß der Gang der Geschichte ein sich ständig wiederholendes Entstehen, Reifen und Sterben verschiedener Kulturen ist.²

Eucken war wissenschaftlich gewissenhaft genug, um denn auch in den späteren Auflagen den historisch orientierten Theorien zur Kennzeichnung von epochalen Wandlungen in der Wirtschaft eine gewisse Berechtigung zuzuerkennen,³ indem er schrieb: Stufen und Stile werden gebildet, Wirtschaftsordnungen werden erkannt. Stufen, Stile und realtypische Wirtschaftssysteme werden nach Merkmalen durch den Wissenschaftler konstruiert, Ordnungsformen entstehen, gleichviel ob von selbst oder autoritär.

Nur theoretische Arbeit kann aus der Fülle der Erscheinungen des Lebens die „von selbst gewordenen Ordnungen“ entdecken. Es ist derselbe Prozeß wie bei der Bildung („Konstruktion“) von Realtypen. Auch die Ordnung setzt sich aus einzelnen in dem

¹ Um den naturwissenschaftlich „gebundenen“ Terminus „Entwicklung“ zu vermeiden.

² Nach Hendrik de Man, *Vermassung und Kulturverfall*, München 1951.

³ Auch andere Gegensätzlichkeiten sind in den späteren Auflagen weniger scharf formuliert, so z. B. der bezüglich der zwei Abstraktionsarten. 6. Aufl. S. 226.

wirklichen Lebensablauf beobachteten Zügen zusammen, nicht anders, als das bei der Findung der Realtypen (Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft, Kapitalismus usw.) vor sich gegangen ist. Und die Begriffsbildung ist bei den Ordnungsformen wie bei den Realtypen im Denkprozeß des Wissenschaftlers vorausgegangen.

Sehr maßgebend ist freilich, daß Eucken für die Wirtschaftswissenschaft wie übrigens für jede Wissenschaft den Dualismus verurteilt, dem zufolge das Allgemeine der Erscheinungen theoretische Wissenschaften, das Individuelle historische Wissenschaften als Ziel und Erkenntnisobjekt haben. Eucken sagte, es gäbe nur eine reale Welt, und die Erkenntnis dieser einen Welt mit ihren großen Problemen sei das Ziel aller Wissenschaften. Die Spaltung sei eine literarische, die in Büchern eine Rolle spielt, aber keine faktische, die für die Welt selbst Bedeutung besitze. Damit stellt sich Eucken ausdrücklich in Gegensatz zu der bisher herrschenden Auffassung, daß die Wissenschaft sich aus den Problemen gestaltet, die der wissensdurstige Mensch gegenüber dem Erfahrungsobjekt aufwirft – das mag nun ein Teil der realen Welt oder die ganze reale Welt sein. Im Banne dieser grundlegend anderen Auffassung von der Möglichkeit einer theoretischen und einer historischen Behandlung der Nationalökonomie steht auch die neue Morphologie.

Auch mit seiner Auffassung von Abstraktion trat Eucken, wenngleich nicht so radikal, in Gegensatz zu der älteren Auffassung: „Die Distanz zwischen Theorie und geschichtlicher Realität, die die Klassiker nicht so stark empfanden, ist unerträglich.“ Man erwartet nach dieser scharfen These, daß durch eine genaue Kennzeichnung seiner Methode diese Distanz überwunden werde. Was erfahren wir darüber? Eucken sagt darüber ausdrücklich, es gibt zwei Arten von Abstraktion, eine pointierend hervorhebende bei der Untersuchung der Einzelwirtschaft und eine andere generalisierende, durch die eine Distanzierung von der Wirklichkeit bewirkt wird. Nun ist Abstraktion immer ein Denkvorgang, in dem aus gegebenen Wahrnehmungen Begriffe oder wenigstens Allgemeinvorstellungen gebildet werden. Und dafür gibt es in der Tat zwei Wege: einmal jenen, daß die in der Einheit eines Dinges verbundenen Vorstellungen getrennt durch die Sprache in künstlicher Isolierung festgehalten werden.

Der andere Weg ist der, daß die unterscheidenden Merkmale ähnlicher Dinge außer acht gelassen – von ihnen wird abstrahiert – und die gemeinsamen Merkmale zu einem allgemeineren, eine größere Vielheit von Einzeldingen umfassenden Begriff zusammengefaßt werden. Alle Abstraktion besteht im bloßen Wegdenken. Zu sagen, was wegzudenken ist, ist die Pflicht des Abstrahierenden. In der Regel sind es Merkmale oder Züge, die ein Ding kennzeichnen. Abstraktion ist also entweder Isolation oder Generalisation. Die Konsequenz seiner Auffassung sieht Eucken in der Gegenüberstellung von Idealtypen und Realtypen, einem vielbesprochenen Gegensatz, der aber keineswegs in gesicherter Klarheit gebraucht wird.

Grundprinzip für alle seine Theoretisierung ist die Untersuchung der Lebensvorgänge der Einzelwirtschaft.

Unter Hinweis schon auf meine Arbeiten aus den Jahren 1908/09 darf ich mich gegen den Vorwurf gesichert wissen, daß ich unterlassen hätte, in die Lebensvorgänge der Einzelwirtschaft einzudringen. Aber wie damals bin ich auch heute überzeugt, daß „die wissenschaftliche Durchdringung der konkreten Wirtschaft“ ohne ein gewisses Maß von Abstraktion nicht möglich ist. Nun will ja auch Eucken Abstraktion, aber nur „pointierend hervorhebende“, die Idealtypen gewinnen läßt. Aber Abstraktion bleibt Abstraktion, und es fragt sich nur: wovon will man abstrahieren? Es kann doch, wenn man die Wirklichkeit als Erfahrungsobjekt wählt, offenbar nur irgendein Teil, irgendetwas von der Wirklichkeit sein und es muß offenbar damit eine Entfernung von der Wirklichkeit eintreten, wenngleich nur von Unwesentlichem in der Fülle der Erscheinungen abstrahiert wird. Wovon Eucken abstrahiert, darüber finde ich bei ihm kein Wort. Deshalb ist es wohl begreiflich, daß Eucken schließlich doch auch der generalisierenden Abstraktion, bei der man weiß, wovon abstrahiert werden soll, ihre Bedeutung für die Erkenntnis zuerkennt.¹ Pointieren hat mit Abstrahieren an sich gar nichts zu tun. Man kann etwas pointieren, was man als Ergebnis einer theoretischen Arbeit als charakteristische Erscheinung erkannt hat. Diese Vorarbeit ist aber schon Ergebnis einer Abstraktion.

¹ Grundlagen, 6. Aufl. S. 226 und die Noten 66 und 66a.

Büchers geschlossene Hauswirtschaft ist auch ein „pointiertes“ Ergebnis aus der Verarbeitung von Erfahrungen. Das von ihm zusammengetragene historische Material ist bestimmt gewesen, die verschiedenen Züge seiner Typen als in der Wirklichkeit vorhanden zu beweisen. Es war leider seine Art, irgendwelche Kritik an sich wirkungslos abprallen zu lassen. Er hätte vieles in seinen Formulierungen nach der Kritik und der Erweiterung unseres Wissens ändern müssen. Er stand aber mit dem, was er in seinen Typen gewollt hat, dem pointierenden Abstrahieren Euckens und dessen Idealtypen näher, als es nach Euckens Kritik scheint.

Auch Eucken überrascht mit mancher Formulierung. So wenn er schrieb: „Morphologie und nationalökonomische Theorie entstehen in der Analyse der konkreten Wirtschaft und sind Werkzeuge, um zu wissenschaftlicher Erfahrung (sic!) zu gelangen. Sie dienen der wissenschaftlichen Durchdringung der wirtschaftlichen Wirklichkeit.“ Hier liegt entweder eine *quaternio terminorum* vor (Verwechslung von Erfahrung und Erkenntnis) oder es hat doch die gedankliche Konstruktion der Morphologie den Primat vor der Erfahrung. (Grundlagen, 6. Aufl. S. 227. Dazu zu vergl. 1. Aufl. S. 44.)

Die neue Theorie stellt vor allem fest, daß die Marktverhältnisse heute in ganz wesentlichen Teilen nicht mehr den Voraussetzungen entsprechen, von denen die Klassiker ausgegangen sind. Es finden sich bei den Klassikern keine Ansätze, die erkennen lassen würden, daß sie irgendwelche Bedenken trugen, freien Wettbewerb einerseits und Monopol andererseits einander sozusagen polar unvermittelt gegenüberzustellen. Eine solche polare Gegenüberstellung, als ob es nur diese beiden sozusagen kontradiktorischen Gegenformen des Marktes gäbe, kann jedenfalls aus den heutigen Tatsachen nicht abgeleitet werden.

Die Diskrepanz zwischen der heutigen Tatsachenwelt und dem, was uns als Annahme der klassischen Theorie, als Voraussetzung der Gültigkeit ihrer Lehre von der Preisbildung gegenübertritt, war es, die zu dem Vorwurf des Anachronismus der klassischen Lehre führte, den führend und mit schärfstem Nachdruck Eucken erhoben hat.¹

Folgerichtig kann sich der Vorwurf des Anachronismus nur gegen jene (heutigen) Gegenwartstheoretiker richten, die für die Gegenwart die theoretische Erkenntnis aus einer und für eine Vergangenheit geltend machen und angewendet wissen wollen. Ein Vorwurf gegen die Theoretiker der Vergangenheit kann sich für ihre damals konzipierten Lehren nur dann aufrechterhalten

¹ Eucken, a. a. O., 6. Aufl. S. 105 ff.

lassen, wenn, und darauf richten, daß sie als Theoretiker ihrer Zeit sich eines Fehlers irgendwelcher Art schuldig gemacht haben mit der Tragweite, daß die Theorie, die ihrer Erfahrungswelt galt, von vornherein nicht richtig war, sei es, daß sie mit der Wirklichkeit von Anfang an nicht in Einklang stand, sei es, daß sie den Bedingungen einer vernünftigen hypothetischen Theorie nicht genüge.

Gewiß besteht eine Polarität zwischen vollkommener Konkurrenz und Monopol. Es ist aber zu überlegen, ob es nicht zweckmäßiger ist, für die Darstellung der Mannigfaltigkeit von in der Wirklichkeit feststellbaren Marktformen die beiden Begriffe als Richtlinien für die Lage der vielen möglichen Marktsituationen durch ein Koordinatensystem zu verwenden und anschaulich zu machen, denn jede Marktform zwischen den beiden Achsen als den Repräsentanten der beiden extremen Marktformen hat von beiden Richtungen her eine Bestimmungsgröße. Sie liegen eben alle zwischen der positiven Ordinate und der Abszisse. Wenn man diese Auffassung bekämpft, wie Eucken, der für die Zwischenformen absolute Selbständigkeit in Anspruch nimmt,¹ so scheidet diese Möglichkeit aus.

Eucken hat während der nationalsozialistischen Wirtschaftslenkung einmal anschaulich gezeigt, an welcher Vielheit verschiedener Marktformen ein größeres Landgut mit seinen Käufen und Verkäufen beteiligt ist, woraus zu ersehen ist, wie klein der Sektor des Handelns geworden ist, in dem noch wirklich freier Wettbewerb gesehen werden kann. „Daraus ist aber außerdem zu erkennen, welche Tragweite für die gesamte Disposition über Mittel diese – wir wollen einmal sagen – Korrektur der freien Konkurrenz schon gewonnen hat.“ Weizen, Tabak, Wein, Milch, Obst, Schweine – alle diese Erzeugnisse, soweit sie auf den Markt kamen, waren verschiedenen autoritären Marktbestimmungen, sei es für Einkauf, sei es für Verkauf, sei es für beides, unterworfen. Aber auch die Arbeitspreise kamen damals, 1937, nicht einheitlich zustande, sie waren teilweise frei, teilweise festgesetzt. Je nach der Verschiedenheit der Produktionsrichtung der Betriebe war begreiflicherweise auch das Denken der Betriebsleiter schon verschieden orientiert worden. Nun kann man freilich sagen: das war damals im totalitären Staat. Aber es ist auch während des Krieges und noch lange nach 1945 nicht viel anders geworden. Wenn also auch diese Periode der autoritären Korrektur des freien

¹ Ebenda S. 26.

wirtschaftlichen Wollens im deutschen Bundesgebiet 1948, also bald, überwunden wurde, so bleibt doch fraglich, ob auch die Voraussetzungen für die Notwendigkeit jener Korrektur, also der Bändigung des wirtschaftlichen Einzelwillens, als endgültig überwunden angesehen werden können.

Wenn die Wissenschaft der Wirklichkeit Rechnung tragen soll, so hat sie angesichts dieser Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit die Aufgabe, die Vielheit verschiedener Marktformen und -ordnungen zu erkennen und die „scheinbar unfaßbare Mannigfaltigkeit“ (Eucken) auf eine kleinere Zahl einheitlicher Formen zu bringen und diese in ihrer Bedeutung für den Verlauf des Wirtschaftens in ihrer Dynamik zu durchleuchten, was nichts Geringeres bedeutet als ihre sorgfältige Analysierung, Beschreibung der Erscheinungsformen, Erklärung ihres Aufkommens und Darlegung ihrer Wirksamkeit.

Auch dort, wo die Gesetzgebung grundsätzlich liberalistisch sein, also das individuelle Wollen der Einzelwirtschaftler nach Maßgabe ihrer individuellen ökonomischen Kraft zur Geltung gelangen lassen will, macht es Schwierigkeiten, Verkehrsvorgänge zu entdecken, die ganz und gar als solche vollkommen freier Konkurrenz gelten können. Es gilt das wohl einigermassen von den offenen Lebensmittelmärkten der Großstädte, aber nicht einmal dort, wo man den freien Wettbewerb als selbstverständlich vermuten möchte, z. B. selbst in einer Landgemeinde beim Einkauf von Kartoffeln von verschiedenen Landwirten sind die Bestimmungsgründe des wirklich freien Wettbewerbes keineswegs verläßlich gegeben. Denn es kommt bei wirklich „vollkommenem“ Wettbewerb vor allem auf zwei Momente an:

1. Auf die Einheitlichkeit des Marktes. Eine solche ist nur gegeben, wenn das zu kaufende Gut bei allen Anbietern homogen ist. Es gibt freilich Gütergruppen, in denen man die von verschiedenen Anbietern geforderten Preise für eine Ware ohne weiteres vergleichen kann, aber die Qualitätsdifferenzen verschiedener angebotener Waren vermag der Durchschnittskonsument nicht zu erkennen, wie das namentlich in der so wichtigen Kategorie Fertigteile reichlich der Fall ist. Im großen und ganzen läßt sich wohl sagen, bei vielen Gütern ist die Ware, die angeboten wird, bei jedem Angebot verschieden: von großen

Maschinenaggregaten¹ bis zum Seifenpulver, und es kommt auf eine außerordentlich hohe Sachkenntnis an, um annähernd die Preise richtig vergleichen zu können. Die Ware, für die also ein Vergleich der Preise vorzunehmen ist, ist nicht so gleichartig, daß der Vergleich der Preise verläßlich wäre. Völlig abgesehen wird hier noch von der Rolle der Ersatz- oder Substitutionsgüter (Surrogate), sie stellen ein besonderes Problem im Wettbewerb.

2. Aber auch die Struktur des Marktes ist uneinheitlich. Es kommt darauf an, ob die Marktteilnehmer alle sich von dem Wettbewerb beeinflußt fühlen, keiner von ihnen also das Gefühl hat, für sich allein einen Einfluß auf das Marktgeschehen gewinnen zu können. Das wird dann der Fall sein, wenn jeder Anbieter und jeder Kauflustige mit der von ihm angebotenen oder nachgefragten Menge den Preis nicht beeinflussen kann.

So ist es denn zur Aufstellung einer größeren Zahl von typischen Marktformen gekommen, die sich von der älteren Lehre dadurch wesentlich abheben, 1. daß die zum handwerklichen Werkzeug im Denken der Theorie 'gewordenen beiden Schemata „freier Wettbewerb“ - „Monopol“ als Grenzformen ihre Geltung behalten, beide in der Wirklichkeit aber nur noch ganz selten, ja geradezu als Ausnahmerecheinung zu denken sind. 2. Es geht nicht mehr nur, wie die Klassiker angenommen haben, um die Zahl der auf jeder Marktseite auftretenden Marktteilnehmer, sondern auch um die Einheitlichkeit des Marktes nicht nur hinsichtlich der Homogenität der Ware, sondern auch hinsichtlich anderer den Kauf begleitender Umstände (wie z. B. die Art der Lieferung), die das Angebot hinsichtlich des Nutzens für den Käufer differenzieren. Es ist 3. auch die Verschiedenheit der Marktteilnehmer maßgebend, je nachdem, ob sie alle gleichartig, gleich mächtig, d. h. ohne Einfluß auf das Marktgeschehen oder mit einem solchen Einfluß auftreten. Diese Momente sind als den Wettbewerbgradmäßig mehr oder minder beeinflussend, eventl. ganz ausschließend wirksam erkannt worden, und es ist danach innerhalb der offenbar unvollkommenen Konkurrenz eine

¹ Bei solchen wird sehr häufig die Sachkenntnis durch die Garantieleistung des Anbieters für eine bestimmte Zeit ersetzt.

Reihe charakteristischer Markttypen erarbeitet worden. Innerhalb dieser unterscheidet Boulding z. B. zusammenfassend drei Hauptgruppen:¹

1. *Monopolistic competition*, wenn viele Anbieter heterogene Produkte herstellen, die einander ähnlich, aber nicht identisch, also nicht homogen sind; es sind die Fälle der vielen Detailladengeschäfte, wie namentlich für Fertigungskleidung, Wäsche, Schuhe u. dergl.

2. *Perfect Oligopoly*: wenige Firmen verkaufen ein im wesentlichen homogenes Produkt, so: wenige Hüttenwerke, innerhalb einer Volkswirtschaft, oder 2 bis 3 Warenhäuser in einer größeren Stadt.

3. *Imperfect Oligopoly*, wenn wenige Firmen heterogene gleichartige Erzeugnisse verkaufen, wie es auf dem Automarkt der Fall ist.

Diese Unterscheidung also läßt keinen Zweifel, daß „Markt“ durchaus keine einheitliche Kategorie ist, es vielmehr abgesehen von sachlichen Verschiedenheiten auch auf die vom Verhalten der Marktparteien abhängige Situation ankommt.

So ist es denn nicht ganz ungerechtfertigt, wenn gesagt wird: die Entwicklung der klassischen Theorie der Preisbildung, die nur freie atomistische Konkurrenz als Erkenntnisobjekt behandelt, zu einer generellen Theorie der Marktformen ist das erste Charakteristikum der Wirtschaftstheorie unserer Zeit. Mit dieser Auflösung „des“ Marktes in eine Mehrheit typischer Sonderformen ist erst die Grundlage für irgendeine zweckmäßige Einflußnahme auf die heutige Wirklichkeit möglich geworden.

Die Aufgabe der Theoretisierung dieser verschiedenen Marktformen und Marktlagen liegt darin, zu ermitteln, wie sich die Preise gestalten, also wo vielleicht die sog. Gleichgewichte bei diesen Sondermarktgestaltungen liegen. Mit den bisher erarbeiteten Erkenntnissen mußte allerdings auch die weitere Einsicht gewonnen werden, daß es für die Marktformen der *imperfect competition* zumeist kein verlässliches Gleichgewicht gibt, auf das die Bewegung hintendieren müßte. So sagt Erich Schneider: Hinter allen Entscheidungen eines oligopolistischen Anbieters steht

¹ K. Boulding, *Economic analysis* S. 569–590.

die ständige Drohung des Ausbruches eines offenen Konfliktes mit seinen Konkurrenten. Wenngleich dies ja noch dem Konkurrenzgedanken entspricht, so ist doch das in dieser Drohung enthaltene Machtbewußtsein konkurrenzwidrig.¹

Die Wirklichkeitsdurchforschung hat ferner erkennen gelehrt, daß die Wirtschaftssubjekte durchaus nicht in gleicher Richtung und in gleichem Ausmaße auf die Markttatsachen reagieren. Es ist auch nicht nur so, daß dem einen Konsumenten der Franken oder die Mark leichter in der Tasche sitzt als dem anderen, sondern daß auch die Subjekte auf der Anbieterseite, die Unternehmer, keineswegs eine einheitliche Kategorie mit gleichen Zielen und Handlungsgrundsätzen bilden, wie es die ältere Theorie voraussetzte, also etwa daß alle auf möglichst hohes Einkommen abzielen, sondern daß sich ein großer Teil von ihnen mit einem im wesentlichen gleichbleibenden Einkommen begnügt, wie das bei einer großen Zahl von Geschäftsleuten im Einzelhandel und im Handwerk, aber auch in mittelgroßen gewerblichen und selbst in industriellen Großbetrieben beobachtet werden kann.

Unter den Unternehmern sind unterscheidbar:²

a) Die Mengenanpasser, für die die Preise (Einkaufs- wie Verkaufspreise) gegebene Größen sind, denen gegenüber sie nur die Mengen bestimmen; die Marktlage ist für sie nur Richtlinie, in welchem Umfang sie Geschäfte abschließen.

b) Solche, die nur die Preise auf den Absatz hin konjunkturrell gestalten.

c) Solche, die auf Grund der Konjunktur die Mengen einstellen.

d) Anbieter, die Preis und Menge bestimmen und dem Abnehmer nur Annahme oder Ablehnung freistellen.

e) Kampfstrategen: viele Verhaltensweisen lassen keinen Zweifel darüber, daß der Anbieter es auf Kampf, sei es offen, sei es im Verhandeln, ankommen läßt.

Euckens Kritik an der Unzulänglichkeit der klassischen Kategorien: freie Konkurrenz und Monopol ist durch Tatsachen zweifellos weitgehend gerechtfertigt. Aber Antikritik ist nicht ausgeblieben, und einer der besten der jetzt aussterbenden deutschen Theoretikergeneration, Schumpeter, hat in seinem 1939 erschienenen Werk über Business cycles im wesentlichen schon

¹ Erich Schneider, a. a. O. S. 52 ff., 61, 253 ff.

² Erich Schneider, S. 54.

darauf hingewiesen, daß der Unterscheidung dieser vielen möglichen Zwischenformen zwischen den beiden polaren Wirtschaftsordnungen keineswegs die Bedeutung zugesprochen werden müsse, die ihr heute überwiegend zugesprochen wird, und zwar vor allem deshalb, weil einige Zwischenformen und wieder gerade die bedeutsameren als solche, soweit es bisher beobachtbar war, kaum längere Zeit in einer theoretischen Klarheit fortbestünden, sondern wie z. B. das Oligopol sich in monopolistische Konkurrenz auflösen, die wieder, selbst wenn die Nachfrage sehr elastisch (also vom Preis abhängig) ist, sich der freien Konkurrenz weitgehend annähert oder, wenn die Nachfrage starr ist, bald zum echten Monopol auswächst. Schumpeter lenkte ferner die Aufmerksamkeit darauf, daß es die Monopole und Konzerne gewesen sind, die die langfristigen Konjunkturzyklen bewirkt haben. Wie Predöhl mit Recht feststellt,¹ wirken die Marktformen unter verschiedenen Bedingungen, wie sie in den verschiedenen Phasen der zyklischen Bewegungen auftreten, eben auch verschieden, so daß deshalb schon der praktische Wert einer so straffen Unterscheidung der verschiedenen Modelle nur gering ist, kaum praktisch zu bestimmten Konsequenzen und damit gegebenenfalls verschiedenen Schutzmaßnahmen führt.

Es darf die Sachlage etwa damit gekennzeichnet werden, daß die einzelnen Zwischenmarktformen zwar wohl für das Verhalten der Betriebsleiter besondere Aufgaben stellen, so daß also mikroökonomisch die Unterscheidung gerechtfertigt ist, daß sie aber für die großen Zusammenhänge (makroökonomisch) kaum Bedeutung haben.

Es ist gewiß schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts, als der Wirtschaftskreislauf entdeckt war und von den Physiokraten erörtert wurde und als Adam Smith seine Lehre von der Gesetzmäßigkeit in der Preisbildung durchdachte und veröffentlichte, eine Vielheit von Kaufvorgängen vorgekommen, die weder als

¹ Andreas Predöhl, Gesetz und Gestalt, Methodologische Bemerkungen zu Schumpeters „Business Cycles“. Jb. f. Sozialw. Bd. I 1950. Dazu die gründliche Abhandlung Burkhardt Röper Ansätze zu einer wirklichkeitsnahen dynamischen Theorie der Monopole und Oligopole WwH. 67. Bd. 1951 S. 218 ff. Dazu auch Erich Schneider (Einführung) 2. Tl. S. 262 ff.) mit besonderer Bedachtnahme auf die Verhaltensweisen der Kontrahenten.

Fälle des freien Wettbewerbs noch als solche der Monopolpreisbildung zu kennzeichnen gewesen wären. Aber es ist zuzugeben, daß die Häufigkeit dieser Fälle möglicherweise nicht groß genug war, um die Aufmerksamkeit der klassischen Meister auf sich zu ziehen, der Erscheinungskomplex war vielleicht zu sporadisch, also zu geringfügig, um als mehr denn als Ausnahme, die die Regel bestätigt, angesehen werden zu können.

Überdies aber ist nicht zu vergessen, daß die Theoretisierung einer Wirklichkeit (also einer Erfahrung), die sich in Mannigfaltigkeit abspielt, nicht ohne Abstraktion von den unwesentlichen Vorgängen erfolgen kann, so daß auch eine Größe wie Adam Smith bei dem Zurechtbringen des Wesentlichen in dem Häufungswert der scheinbaren Ausnahme irren konnte.

Sache sorgfältiger wirtschaftshistorischer Untersuchung aber wäre es, zu ermitteln, wie weit hier wirklich eine Verletzung des Wahrheitsprinzips durch den Theoretiker vorliegt oder nur eine bewußte abstrahierende Vernachlässigung außergewöhnlicher Abweichungen von einer größeren Masse, die immerhin als Repräsentant von Wesentlichem gelten konnte. Die Theorie läßt jedenfalls häufig genug die Beobachtung einer Art modifizierten Wahrheitsprinzips erkennen, wie es durchaus nicht nur für die Naturwissenschaft Geltung haben muß.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich, daß die Unvollständigkeit, Unvollkommenheit und daher Ergänzungsbedürftigkeit – oder wie immer man es nennen mag – der klassischen Lehre von den Marktformen, damit aber auch jene der Preislehre fühlbar werden mußte, als sich die Grundannahme, von der die Klassik in der Wesenheitserfassung ausgegangen war, sich im Widerspruch mit der Wirklichkeit erwies.¹ Und die alte Theorie hat eben mit der Annahme gearbeitet, daß der Markt eine einheitliche Erscheinung in der Wirklichkeit ist, auch daß Wettbewerb eine eindeutige, stets gleichartig werdende Organisationserscheinung

¹ Als Ergänzung zu den 100 Modellen von Marktformen, die Eucken analytisch als möglich abgeleitet hat, bedarf es noch reichlicher Spezialarbeit. Ebenso stehen aber Untersuchungen über die sehr differenten Preisbildungen für die im „Alltag“ geläufigen Sonderfälle von Preisbildung aus, zu denen ich schon 1908/09 angeregt habe. Vgl. auch Zwiedineck, Allg. Volkswl. 1949 S. 153f.

ist. Die Annahme ist hier das Ergebnis der Eindrücke des klassischen Theoretikers von der Wirtschaftsstruktur seiner Zeit. Man wird daher zwecks endgültiger Würdigung der Leistung der Klassiker letzten Endes zu den Fragen Stellung nehmen müssen:

a) Hat die Wirklichkeit z. Z. der klassischen Theoretiker die Grundlage für diese Annahme geliefert?

b) Haben die Theoretiker über die Uneinheitlichkeit des Marktes, die sie gesehen haben, geglaubt hinweggehen zu können, weil sie ihnen unwesentlich erschien, als Erscheinungen, die nach kurzer Dauer überwunden, wieder den Gesetzmäßigkeiten der Markteinheit weichen würden?

c) Haben die älteren Theoretiker die Wirklichkeit oberflächlich beobachtet?

Aber man wird bei diesem Urteil auch zu bedenken haben, daß es für den Anfang der Durchdenkung der Wirklichkeit, also für die Pionierarbeit unserer Theorie, geradezu zweckmäßig war, den Blick in die Wirklichkeit nicht zu komplizieren. Die einfache polare Gegenüberstellung von freiem Wettbewerb und Monopol war namentlich im zweiten obenerwähnten Falle (b) pädagogisch zu rechtfertigen.

Außer Zweifel steht aber, daß die nachklassische Theorie lange schon Veranlassung gehabt hätte, die Lücke in der Lehre von den Ordnungsformen zu sehen und auszufüllen. Zum mindesten hätte die Mannigfaltigkeit der Geschäftsformen, unter denen Preise zustande kommen, zur Beachtung und zur Differenzierung der Wirkungen dieser Formen auf die Preishöhe verpflichtet. Die Erfahrungswelt hat reichlich genug dazu herausgefordert. Die Aufgabe endlich und energisch in Angriff genommen zu haben, bleibt das Verdienst Euckens.

VI

Die Theorie im Banne der Vollbeschäftigungspolitik

Das Verlangen, einen praktisch erfolgversprechenden Weg gegen die Arbeitslosigkeit zu finden, hat, wie oben schon angedeutet wurde, mehrfach zu theoretischen Konzeptionen angeregt.

Halm lenkt sehr mit Recht die Aufmerksamkeit darauf, daß die Theorien oft von den erwünschten Resultaten praktischer Maßnahmen beeinflußt werden,¹ daß also auch hier der Wunsch der Vater des Gedankens ist. „Wir schaffen oft unbewußt Theorien, die auf unsere wirtschaftspolitischen Zielsetzungen zugeschnitten sind.“ Dieser Zusammenhang ist offenbar auch in der Theorie der Vollbeschäftigung von J. Maynard Keynes zu erkennen. Die, soweit die Erfahrung zurückreicht, unerlebte Steigerung der Arbeitslosigkeit in europäischen Ländern, namentlich in Deutschland, 10 Jahre nach dem Abschluß des ersten Weltkrieges zwang allerdings zu einem Besinnen, wie solche Steigerung dieser offensibaren Krankheit der Sozialwirtschaft möglich geworden ist, und sie zwang insbesondere auch nach einer Eingliederung solcher Ätiologie in die ökonomische Theorie. Die seit Ende des ersten Weltkrieges besonders in Schwung gekommenen Bemühungen um eine theoretische Erklärung, die Anamnese der offenbar schweren Erkrankung der Sozialwirtschaft in den abendländischen Staaten, hatten im Rahmen der Konjunkturforschung und der durch sie gezeitigten Theorien keine befriedigende Deutung und Behandlung der erkrankten Sozialwirtschaften, also keine Lösung gebracht. Das hing gewiß mit der überwiegenden monokausalen Forschungstendenz zusammen. Man hat zu wenig die Gesamtzusammenhänge für die Erklärung herangezogen, soweit man von den Lehrsätzen, die aus der statischen Betrachtungsweise hervorgingen, ausgegangen war. Nur wenige Theoretiker erkannten die Notwendigkeit einer universalen Erklärungserscheinung.² Diese Universalität ist der Behandlung des Problems bei Keynes unbedingt zuzuerkennen. Ihr ist wohl auch der große Erfolg des Werkes³ zuzuschreiben.

Diese neue Lehre von der Beschäftigung, die, da sie auch das Zins- und das Geldproblem mit umfaßt und auch darin neue Wege geht, vom Verfasser selbst als *new economics* gekennzeichnet wird, ist ausgesprochen durch den Tatsachenkomplex der Zeit nach dem ersten Weltkrieg veranlaßt worden. Also ein

¹ Halm, a. oben a. O.

² Vgl. A. Spiethoffs Artikel: Krisen im Hdwb. d. St. VI⁴ S. 70 ff.

³ Keynes John Maynard, Allgemeine Theorie der Beschäftigung des Zinses und des Geldes. Deutsche Ausgabe 1936.

Kind der Zeit zwischen den Kriegen ist die allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und Geldes von John Maynard Keynes, der das wirtschaftliche Denken, wie seine Verehrer sagen, revolutioniert habe, nicht anders wie Kopernikus das physikalische.¹

Keynes ist zweifellos sowohl als Persönlichkeit wie als wissenschaftlicher Forscher eine außergewöhnliche Erscheinung. Es sei, was das erstere anlangt, daran erinnert, daß er nach dem ersten Weltkrieg sich gegen zu schwere Wirtschaftsbedingungen für den besiegten Feind einsetzte.

Man hat Keynes' Probleme als die des reifen Kapitalismus und der Erschütterung des ökonomischen und des gesellschaftlichen Lebens bezeichnet, die 1930, also als die große Weltkrise bereits eingesetzt hatte, die Zweifel an der Lebensfähigkeit des kapitalistischen Systems außerordentlich bestärkt haben. Als Schüler von Alfred Marshall und Edgeworth dachte und wirkte Keynes lange Zeit in der Richtung der klassischen und neoklassischen Schule. Seit 1911 Herausgeber des *Economic Journal*, lenkte er die Aufmerksamkeit namentlich 1925 mit seiner Kritik an der Wiederaufwertung des englischen Pfundes auf sich, der gegenüber er den Standpunkt vertrat, sie müsse die Beschäftigung gefährden, denn durch den stabilen Wechselkurs würde die Beschäftigungspolitik des Landes Auslandsinflüssen unterworfen.

Seine Kritik an den Klassikern, zu denen er unbedingt Marshall rechnete, ging davon aus, daß diese sich wohl um die Verteilungsprobleme, also die Einkommengestaltung, bemüht haben sollen,² aber so gut wie nicht um die Frage nach dem Gesamtumfang der Produktion und der Beschäftigung.

Das sei für die alten Klassiker damit zu erklären, daß zu ihrer Zeit Vollbeschäftigung bestanden habe und jedenfalls daß ihre Auf-die-Dauer-Betrachtung nach ihren Voraussetzungen immer

¹ Das Werk ist hier nur in seiner Bedeutung als Dokument des Einflusses eines wirtschaftspolitischen Problems auf die ökonomische Theorie zu erörtern. Soweit ich sehe, die beste und überlegene Darstellung und Würdigung des Werkes hat Amonn „in voller Objektivität und Unvoreingenommenheit“ in den *Jb. f. Nat.*, 147. Bd. (1938) gegeben. Zu vgl. dazu die Besprechungen in derselben *Ztschr.*, 146. Bd. von Hans Peter, und Alfred Kruse.

² Vgl. hierzu insbes. Amonn, a. a. O.

zur Vollbeschäftigung führen mußte, wie das ja J. B. Say in seiner *Théorie des débouchés*¹ zuerst formuliert hat, was sich daraus ergebe, daß bei freier Preisbildung jedes Angebot vom Markt aufgenommen werde, weil mit der Produktion der Güter die Einkommen entstehen, die die Produkte kaufen, eine dauernde Unterbeschäftigung daher nicht möglich sei. Diese nur auf lange Sicht eingestellte Betrachtung erklärte Keynes mit Recht für schlechthin fehlerhaft, und die hohe Arbeitslosigkeit 1929 bis 1935, im Durchschnitt etwa 14⁰/₀ der Versicherten, bewiese es zur Genüge: eine Folge dieser Einseitigkeit und jedenfalls auch ein Beweis dafür, daß die alte Lehre geeignet sei, geradezu in die Irre zu führen.

Ein Wesenszug auch des Keynesschen theoretischen Gedankengangs liegt in der Betonung der subjektiven Wurzel alles wirtschaftlichen Geschehens. Auch damit ist er mit aller Bestimmtheit gegen den Klassizismus aufgetreten, denn die alten Theorien hatten bei gewissen sachlichen Gegebenheiten selbstverständliches, also automatisches Handeln der Wirtschaftler als sicher eintretend angenommen. Da wies nun Keynes darauf hin, daß es ja gar nicht der Wirklichkeit entspricht, wenn man annimmt, daß die Verwendung jedes Einkommens sich zu einem Teil in die Verbrauchsausgaben, zum anderen in Kapitalanlagen ergieße, denn es komme auf die jeweilige Wirtschaftslage und vor allem auf die Einstellung der Wirtschaftssubjekte zu dieser Wirtschaftslage an, wie das Wirtschaftssubjekt jenen Teil des Einkommens, den es nicht verbraucht, verwendet, ob es ihn kapitalmäßig anlege, „investiere“, oder ob es ihn ganz oder teilweise hortet, also zum Teil oder gar nicht zur Kapitalaktivität gelangen läßt. So hängt es also an den wirtschaftenden Menschen,

¹ Says *théorie des débouchés* ist im Hinblick auf die zeitliche Folge, in der die verschiedenen Einkommen, die aus einer Produktion entstehen (Arbeitslohn, Leihzins, Unternehmervergewinn einschließlich aller möglichen Residualeinkommen), unhaltbar. Ich darf darauf hinweisen, daß dieser Fehler Says schon 1932, also vor dem Erscheinen der „Allgemeinen Theorie“ von Keynes (1936), von mir gezeigt wurde. (Zwiedineck, Arbeitslosigkeit und Gesetz der zeitlichen Einkommenfolge. *Weltw. Arch.* 1932. Dazu Werner Mahr, Die konjunkturpolitische Bedeutung des Gesetzes der zeitlichen Einkommenfolge. *Jb. f. Nat. u. St.*, 150. Bd. 1939; ders., Das Gesetz der zeitlichen Einkommenfolge und der Zwiedinecksche Prozeß. *Jb. f. Nat. u. St.*, 161. Bd.)

ob sie und in welcher Höhe sie ihr Einkommen, soweit sie es nicht verbrauchen (und damit das Geld der Zirkulation wieder zuführen), horten und damit der Zirkulation entziehen.

Auch hier ist wieder zu fragen, ob Klassiker in der Wirklichkeit jener Zeit, deren Wirtschaft sie theoretisierten oder wenigstens erklären wollten, eine Identität von Sparen und Investieren beobachten konnten und dann sehen mußten. Sind die Spargelder damals wirklich, wie die klassische Lehre voraussetzt, sofort der Zirkulation immer wieder zugeflossen? Die Antwort kann keinesfalls schlechthin bejahend lauten. Im 18. Jahrhundert und noch weit über die Zeit der napoleonischen Kriege hinaus hat das Sparen in einem Horten von barem Geld, in dem Strumpfsystem, bestanden. Die Erfahrungen einer Notenentwertung hatte man außer in Frankreich, Rußland und Österreich noch nicht so verbreitet gemacht. Und man hortete z. B. in Österreich die silbernen Zwanziger, also substanzwertes akzessorisches Geld.¹ Der Kreislauf war eben ganz und gar noch nicht so abgedichtet, daß die Zirkulationsunterbrechung durch solche Sparformen eine Störung in der Gesamtwirtschaft, insbesondere in der Güterproduktion, herbeiführen konnte.

Diese Hortung hatte daher auch keinesfalls schon allgemein eine Wirkung auf das Beschäftigungsniveau. Daraus darf aber nicht geschlossen werden, daß nicht doch umfassende Arbeitslosigkeiten aufgetreten wären. Sie waren namentlich in dem industriekapitalistisch am weitesten entwickelten Land, in Großbritannien, aufgetreten, und die Vermehrung der Arbeitslosigkeit war schon während der Kontinentalsperre und nach deren Aufhören, also nach dem Wiederaufleben des Handels mit dem Kontinent, in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts Massenerscheinung geworden und hat in der Zeit der Chartistenbewegung bekanntlich reichlich genug Explosionen mit Betriebszerstörungen ausgelöst.²

¹ Es galt in gediegenen Haushaltsführungen des alten Österreich als selbstverständlich, daß man für die Aussteuer von Töchtern in der Zeit nach den napoleonischen Kriegen in solcher Barform in silbernen Zwanzigern bis zu 5 000–10 000 Gulden „hortete“. Diese Zwanziger (Drittelguldenstücke) waren zeitweise auch definitives, also dann valutarisches Geld (G. F. Knapp, Staatliche Theorie des Geldes S. 95; A. Forstmann, Geld und Kredit 1952 S. 113).

² Der Artikel Arbeitslosigkeit von Kumpmann im Hdwb. d. St. I⁴ läßt die Probleme erkennen, die in einer Geschichte der Arbeitslosigkeit zu behan-

Ausdrücklich stellen die Anhänger der Keynes'schen Theorie fest, daß im 19. Jahrhundert Schwierigkeiten aus einer Diskrepanz zwischen Sparen und Investieren nicht aufgetreten seien. Das Sparen aus stark steigendem Einkommen habe „müheles“ mit der ständigen Ausweitung in der Bildung von Sachkapital, also mit dem Investieren, Schritt gehalten, und diese Bildung von Realkapital habe eben die Basis für das relativ hohe Maß von Beschäftigung, also auch der fortgesetzten Einkommensmehrung, bei einer ungewöhnlich stark steigenden Gesamtbevölkerung bilden können.

Änderungen in der Struktur der ökonomischen und gesellschaftlichen „Grundverhältnisse“ haben die Voraussetzung für das Aufkommen jener Diskrepanz mit allen weiteren Folgen insbesondere der Arbeitslosigkeit geschaffen. Keynes formuliert: die Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals sei es gewesen, die während des 19. Jahrhunderts die Aufnahmemöglichkeit für so viel zuwachsendes Arbeitermaterial geboten habe, und d. h. die Leistungsfähigkeit des letzten jeweils dem Markt zur Verfügung gestellten Kapitals war immer hoch genug, um zu weiterer Produktionssteigerung, also jenen Investitionen die Veranlassung zu geben, mit denen die angebotenen Arbeitskräfte zu Beschäftigung gelangen konnten. Als eine Voraussetzung für diese Harmonie nennt Keynes allerdings auch ausdrücklich und im Geiste der älteren Theorie eine solche Höhe des Zinssatzes, die psychologisch die Geldkapital Liefernden zur Fortsetzung ihrer Spartätigkeit und Anbietung ihrer Ersparnisse auf dem Kapitalmarkt zu bestimmen vermochten.

Die schwere Weltwirtschaftskrise anfangs der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts hat darüber belehrt, daß zeitweise bei den großen Finanzleuten der Entschluß oder mindestens die Neigung aufkommt, liquide Mittel, also Geldbeträge, in höherem Ausmaße nicht zu investieren, d. h. nicht ertragbringend anzulegen, sondern zu horten. Das gilt wohl besonders von Zeiten, in denen nicht nur für die Kapitalerträge, sondern auch die Kapital-

deln wären. Daß mit der kapitalistischen Durchsetzung der modernen Technik vom Ausgang des 18. Jahrhunderts eine neue Dynamik wirksam wurde, belegen auch die Arbeiten von B. u. S. Webb zur Geschichte der englischen Gewerkvereine.

anlagen selbst, namentlich unter dem Einfluß rasch wechselnder politischer Lagen und damit von Machtverschiebungen, jedenfalls exogen d. h. unter außerwirtschaftlich verursachten Wertungsgesichtspunkten, die Chancen der Investitionen außerordentlich rasch Peripetien, bis zur Kapitalvernichtung, unterworfen sind. Es gilt aber auch von Zeiten, in denen von Tag zu Tag Möglichkeiten höherer Erträge für Kapitalanlagen, also rentablere und sicherere Investitionen, auftauchen, denen gegenüber das Zurückhalten von Kaufkraft in liquidester Form zu einer ganz wichtigen rational, aber auch wirtschaftspsychologisch erklärbaren Erscheinung wird, wie es jedenfalls ganz besonders in den Jahren 1929 bis 1935 Wirklichkeit geworden war.¹

Schopenhauer (Aphorismen zur Lebensweisheit) hat dieses Verlangen der Menschen nach Geld schon vor 100 Jahren richtig gekennzeichnet, als er im Hinblick auf die Liebe der Menschen zum und das Verlangen nach Geld schrieb: es sei natürlich, ja unvermeidlich, das zu lieben, was als unvermeidlicher Proteus jeden Augenblick bereit ist, sich in den Gegenstand unserer so wandelbaren Wünsche und mannigfaltigen schwankenden Bedürfnisse zu verwandeln. Jedes andere Gut könne nur einen Wunsch befriedigen, einem Bedürfnisse genügen. Geld allein sei das absolut Gute, weil es nicht bloß einem Bedürfnis in concreto begegnet, sondern dem Bedürfnisse überhaupt in abstracto.

Es ist eine Frage für sich, auf die hier nicht näher einzugehen ist, wieweit in Epochen unsicherer Währungsverhältnisse speziell die Anweisung auf Gold diese Qualität des Geldes besonders abstrakt verkörpert.

Die erwähnte große Weltwirtschaftskrise hat aber besonders weiters darüber belehrt, daß die Niedrigkeit des Zinssatzes, dieses im klassischen System verläßlich und zwingend wirkende Moment für den Produktionsauftrieb, ganz und gar nicht auf Zurückleitung von nichtverbrauchtem Einkommen in die „Kapitalaktivität“ anregend wirken muß, daß also auch auf seiten der Nachfrage nach Kapital die Zinshöhe jene marktregelnde Wirksamkeit verliert, die ihr die klassische, aber auch die neoklassische Schule zugeschrieben haben. Die Anregung durch den Zinstiefstand für den normalerweise kapitalbedürftig zu denkenden Unternehmer kann also versagen, weil

¹ In den neutral gebliebenen Ländern, so namentlich in der Schweiz, weiß man aus den besonderen Geldmarktverhältnissen dieses politisch und finanzfiskalisch besonders gesicherten Landes gut genug, welche Bedeutung und Ausdehnung diese Vorliebe für Barmittel gewinnen kann.

die über Geld Verfügenden, wie erwähnt, die Voraussetzung für eine ihren Zwecken entsprechende Investition nicht gegeben sehen.

Deflation, ein die längste Zeit im Wesen nur theoretischer Begriff, wurde Wirklichkeit, ohne daß staatliche Maßnahmen der Geldpolitik darauf abgestellt wurden: latente Kaufkraft wurde der Zirkulation, dem Blutkreislauf der Wirtschaft entzogen. Einkommen, das nicht verbraucht wurde, wurde nicht kapitalmäßig angelegt und damit ein Teil der im Wirtschaftsprozess entstandenen Kaufkraft aus dem Strom der den Wirtschaftsorganismus belebenden Energie ausgeschaltet. Was man im Rahmen der auf die Kapitalverzinsung abgestellten Wirtschaft nicht für möglich gehalten hatte, daß verfügbare wirtschaftliche Mittel nicht zur Erzeugung von Gütern eingesetzt werden, mußte man nun allerdings allzu reichlich erfahren.

Demnach ist von entscheidender Tragweite, was Keynes und seine Schule über die Verbrauchsfunktion d. h. die Abhängigkeit des Verbrauchs oder genauer der Verbrauchsquote von der Höhe des Einkommens lehren. Der Verbrauch entwickelt sich zwar im gleichen Sinn, in gleicher Richtung mit der Änderung des Gesamteinkommens, er steigt und fällt also mit diesem, aber der Zusammenhang ist keineswegs proportional, er wächst und fällt weniger als die volle Höhe der Einkommenänderung. Je geringer das Gesamteinkommen, um so größer ist die Quote der Verbrauchsausgaben, um so größer ist also auch die Quote des Gesamteinkommens, die „reproduziert“ wird. Die Kenntnis des ersten Teils dieses Satzes ist eine alte Weisheit, nur die Ergänzung in dem zweiten Teil ist eine, aber allerdings für die Lehre von Keynes auch besonders wichtige Anwendung dieser alten Weisheit. Umgekehrt gelte: je höher das Gesamteinkommen steigt, um so größer wird die Sparquote. Das bedeutet, daß mit wachsenden Einkommen die Quote des Gesamteinkommens, die nicht alsbald wieder als Nachfrage nach Konsumgütern in den großen Zirkulationsprozeß der Kaufkraft zurückkehrt, also wenn auch nur zeitweise, so eben doch in diesem Strom fehlt, die Tendenz zu wachsen zeigen werde.

Drastisch formuliert können diese Erkenntnisse zu dem Schluß führen: Je höher die Einzeleinkommen einer Volkswirtschaft

wachsen, um so größer wird die Gefahr einer Störung im gesamten Wirtschaftsverlauf.

Während der Weltkrise um 1930 wurde es auch deutlich offenbar: je niedriger der Zinsfuß für Kredite wurde, um die Unternehmungsfreudigkeit der auf Kredit Angewiesenen zu beleben, um so mehr bestärkte das diejenigen, die über liquide Mittel verfügten, aber sie horteten, denn je niedriger der Zinsfuß, um so weniger verlor der Hortende durch Nichtanlage seiner Wertmassen, um so billiger wurde dieses Horten.

Die so lange geltende Lehre von der absolut regulierenden Kraft der Zinshöhe erhielt einen schweren Schlag.

Für die Gesamtwirtschaft aber wurde entscheidend, daß die Nichtaktivierung vorhandener Energie, ihre Lahmlegung, zur Produktionseinschränkung, zu Arbeitslosigkeit, zu Einkommensminderung und so zu weiterer Stagnation führen mußte. Verminderung der Einkommen mußte zum Sinken der Nachfrage auf den Märkten und damit zu weiterer Einschränkung der Erträge, Verschlechterung der Unternehmerchance, also auch der Aktivität führen. Umgekehrt aber muß nicht die Weiterführung dieses Gedankenganges zu der Stagnationsthese führen, derzufolge Vollbeschäftigung umso schwerer in einer Volkswirtschaft zu erreichen ist, je höher ihr Gesamteinkommen und je höher der schon vorhandene Bestand an Investitionen ist ?¹

Der unverkennbare Zusammenbruch der Macht der Wallstreet-Größen in jenen kritischsten Tagen der Weltwirtschaftskrise, der geradezu reziprok von dem Aufstieg des Einflusses von Washington begleitet war, macht es begreiflich, daß man in der fünf Jahre später veröffentlichten Theorie von der Verbrauchsfunktion den theoretischen Kommentar, ja die Formel für die Wirklichkeit erkennen konnte. Sie ist in der angelsächsischen Literatur weitgehend – wie paradox! – an die Stelle von Marshalls Nachfragefunktion (demand schedule) getreten.

So ist es zu erklären, daß diese neue Theorie von der Nachfragefunktion in der Literatur als eine ganz bestimmte, ja als die wichtigste theoretische Errungenschaft Keynes' erklärt wird. Alvin Hansen ergänzt hierzu: die Verbrauchsfunktion ist das stärkste

¹ H. Paulsen, a. a. O. S. 123 u. 143 ff.

Werkzeug, das in unserer Generation dem Werkzeugbestand der Nationalökonomien hinzugefügt wurde, ein „epochemachender Beitrag“.

Es ist wohl besonders überraschend, aber eben doch befremdlich, daß gerade ein Mann wie Alvin Hansen zu der fast restlosen Annahme dieser Lehre,¹ aber über sie hinaus zu einem Ausblick gelangt, der dem kapitalistischen System geradezu das Ende prognostiziert. „Wir haben bisher nur ein Kindergartenniveau im ökonomischen Denken erreicht, mit dem wir den ökonomischen Problemkomplex meistern sollen, aber wir haben immerhin einen Anfang gemacht in der Befreiung von Hemmungen, die uns früher an Händen und Füßen gebunden und gehindert haben zu handeln. Es ist eine der schärfsten Formulierungen, in denen die Anklage gegen die klassische Schule als Anachronismus erhoben wird.“ Und auf der theoretischen Basis der Verbrauchsfunktionstheorie beruht die wirtschaftspolitische Konsequenz: „Wir haben keine Wahl zwischen Plan und Nicht-Plan. Wir haben nur eine Wahl zwischen demokratischer Planung und totalitärer Reglementierung.“²

Demokratische Planung kann nur das Einspringen des Staates an die Stelle der Einzelnen bedeuten, die ihre Kaufkraft der Zirkulation entziehen. Ist das nicht ein kaum anders deutbarer Schritt zu einem kollektiven Wirtschaftssystem? Geht es doch offenbar um einen zentralen Machtfaktor, der dafür sorgt, daß alles Einkommen so vollständig als möglich in Aktivität bleibt und wenn notwendig durch den Staat ergänzt wird.

Ist das nicht das Ende der ökonomischen Theorie? – Die Konsequenzen liegen auf dem Boden der Politik. Sie sind hier nur anzudeuten, nicht zu verfolgen.

Keynes hat über sein Programm keinen Zweifel gelassen. Bezüglich der Erreichung von Vollbeschäftigung als Dauerzustand verweist er auf die Zentrallenkung zu ihrer Sicherung, er schaltet also die Regierung ein zur Ausgleichung des Defizits an Konsumneigung und Investitionslust. Fast paradox klingt es, wenn er den Verdacht einer Bedrohung der Leistungsfähigkeit und Freiheit mit den Worten zurückweist: durch eine richtige Analyse

¹ Mein persönlicher Eindruck aus einer Unterredung mit Hansen.

² Paulsen, a. a. O. S. 215 f.

des Problems sollte es möglich sein, die Krankheit zu heilen und gleichzeitig Leistungsfähigkeit und Freiheit zu bewahren. Was soll aber Freiheit ohne Verantwortung des Freien, dem diese vom Staat entzogen wird? Gewiß kann nur beim Freien Verantwortung liegen, aber Freiheit¹ kann sinnvoll ohne Verantwortung nicht gedacht werden. Die aus einer wirtschaftspolitischen Zielsetzung geborene theoretische Konstruktion muß hier scheitern. Die Teleologie führt unentrinnbar in Widersprüche.

Es besteht keine Übereinstimmung zwischen Keynes und jenen seiner Anhänger, die, als Folge der auf Vollbeschäftigung gerichteten monetären Ausweitung, permanente Geldentwertung erwarten, aber durch Abschaltung des Preismechanismus es auf den Zweikampf zwischen Notenpresse und Arbeitnehmerorganisation ankommen lassen, wobei der ersteren die Zentralverwaltung zu Hilfe kommen wird.

Der Staat ist also doch die ultima ratio in der Depressionstherapie: in der Arbeitsbeschaffung, in der Geld- und Krediterschöpfung, selbstverständlich in der Geldpolitik,² in der Defizitfinanzierung wie in der Steuerpolitik.

Gerade das setzt begreiflicherweise die wissenschaftliche Kritik ein.

Die schwersten Bedenken gegen die Wandlung, die in der Verlagerung des Planens, Organisierens und Durchführens von den Einzelwirtschaften auf den Staat sich vollziehen soll, werden unter dem Gesichtspunkt geltend gemacht, daß Erfahrungen im Geld- und Kreditwesen ganz erheblich gegen solche Verlagerung sprechen. Zweifellos ist die ernste Warnung, die Adolf Weber geradezu anklagend schon dagegen vorgebracht hat, daß Beobachtungen während einer kurzen historischen Episode, jener Weltwirtschaftskrise, als Grundlage einer allgemeinen Theorie verwendet wurden, sehr berechtigt.³

¹ Vgl. dazu W. A. J ö h r s klare Untersuchung: Ist ein freiheitlicher Sozialismus möglich? Bern 1948.

² Wie weit er darin zu gehen für notwendig erachtete, hat er in einer Oberhausrede 1944 erkennen lassen, in der er Loslösung der Finanz- wie der Geldpolitik (Bankzinsfuß) des Staates aus internationalen Abhängigkeiten (Devisenkurse!) auch aus der Goldgebundenheit forderte.

³ Adolf Weber, Lord Keynes auf neuen Wegen. 3 Abhandlungen in Hauptfragen der Wirtschaftspolitik, Berlin 1950.

Wohl ist es berechtigt und ein richtiger Gedanke, die ökonomischen Vorgänge nicht nur auf die Dauer, sondern auch auf kurze Sicht genaueren Forschungen zu unterziehen – die letztere scheint mir die größere Wirklichkeitsnähe für sich zu haben – aber gerade die Erfahrungen, die die abendländische Gesellschaft in zweieinhalb Jahrhunderten mit der Leichtfertigkeit der Expansion von Krediten durch Funktionäre gemacht hat, bei denen jene Vertrautheit mit dem Kaufkraftkreislauf, die für Gesunderhaltung der gesellschaftlichen Wirtschaft absolute Voraussetzung ist, nicht vorhanden war, rechtfertigen jedenfalls die größte Skepsis gegenüber Projekten, in denen die Selbstverantwortung des Einzelwirtschafter ausgeschaltet und durch den Anonymus des staatlichen Apparates ersetzt wird. Keynes vermag für seine Lehre zum geringsten Teil Erfahrung als Grundlage geltend zu machen. Die Tatsache, daß er den weitaus größten Erfolg in den Kreisen der USA.-Wissenschaft gefunden hat, ist gewiß damit zu erklären, daß einerseits in diesem eigenartig glücklich gestalteten Wirtschaftsraum die günstigsten Voraussetzungen dafür gegeben sind, daß wirtschaftliche Planungsfehler verhältnismäßig leicht wieder ausgeglichen werden können, andererseits aber, daß der individuelle Reichtum neben segensreichen Wirkungen für die Kulturförderung doch auch gerade jene Ausartungen zeitigen konnte, die dann eben die Grundlage für die Annahme der Bevorzugung des Hortens in der Keynesschen Lehre boten.

Keynes' neue Lehre, die die klassische überwinden will, muß es sich aber schon gefallen lassen, wenn man ihr den Vorwurf macht, daß gerade jene Eigenheiten, die die Hauptschwäche der klassischen Schule bilden, nicht nur nicht vermieden, sondern noch gesteigert zur Geltung kommen! Es ist oben schon auf die Bedeutung und das Gewicht der Annahmen, auf die keine Theorie verzichten kann, für ihren Wert und die Wirklichkeitsnähe jeder Theorie hingewiesen worden. Mit Recht sagt Predöhl: „Der Charakter der Theorie von Keynes ist schon dadurch bestimmt, daß er zu den klassischen Grundannahmen noch weitere von nicht geringerer Tragweite hinzufügt.“ Er deduziert in der Hauptsache aus den drei behaupteten psychologischen Neigungen: der Neigung zu konsumieren, der Neigung zu sparen und

der Bevorzugung der Liquidität. Die Fundamentierung der „allgemeinen“ Lehre mit diesen Annahmen und Episodenhaftigkeit der von Keynes so sehr in den Vordergrund gerückten Erscheinungen, insbesondere des Hortens, zudem in solcher quantitativen Unbestimmtheit, geben der Lehre den Charakter von bloß deduktiven Ableitungen aus den psychologischen Neigungen.

In seiner Besprechung der Keynesschen allgemeinen Theorie der Beschäftigung, die allenthalben und für alle Zeit wohl Geltung beansprucht, hat Adolf Weber die Verurteilung des Sparens durch Keynes und seine Anhänger als den Zentralgedanken der ganzen Lehre betont¹ und es ist in der Tat überraschend, mit welcher, man möchte fast sagen epidemischen Geschwindigkeit der Gedanke von so vielen nationalökonomischen Denkern Besitz ergriffen hat. Maßgebende Gelehrte hüben und drüben haben ihn aufgenommen und sind bereits zu wirtschaftspolitischen Konsequenzen im weitesten Stil weitergeschritten.

Eine dieser Konsequenzen ist die Idee des *waisting consume*. Sie ist in den Vereinigten Staaten schon praktisch geworden, und die Geschäftsusance der Buick Autowerke ist geradezu vorbildlich dafür. Denn jeder Käufer eines neuen Wagens, der für 3200 \$ verkauft wird, wurde mit der Zusicherung beglückt, daß nach einjährigem Gebrauch gegen Aufzahlung von 300 \$ der alte gegen einen neuen Wagen eingetauscht werden könnte. Da die Garageauslagen allein während des Jahres mindestens 360 \$ betragen, läßt der Käufer selbstverständlich den Wagen im Freien stehen und hat dadurch nach einem Jahr noch eine Prämie von 60 \$ dadurch verdient, daß er einen Wagen gekauft und benützt hat. Es liegt nahe, die Frage aufzuwerfen, ob man überhaupt sorgfältige Haushaltsführung systematischer zu untergraben vermag als durch dieses Prinzip des verschwenderischen Verbrauchs, selbstverständlich ganz zu schweigen von liebevoller Pflege von Inventargütern, die im heutigen Niveau der Lebensführung in einer leistungsfähigen Volkswirtschaft im Hinblick auf das Interesse an der Vollbeschäftigung keine Berechtigung mehr hat.

Auch das Problem der Materialbeschaffung wird dabei natürlich ganz zurückgedrängt. Es wird überwunden durch einen un-

¹ Adolf Weber, Der neue Keynes, 1937, in Hauptfragen der Wirtschaftspolitik S. 278 bringt eine Fülle schlagender Widerlegungen.

geheuer starken Optimismus hinsichtlich der Beschaffungsmöglichkeit von irgendwelchen Rohstoffen, die vom *waisting consumer* mit verschwendet werden. Der Glaube an die hohe Leistungsfähigkeit der chemischen Technik und der Atomenergie hilft den *waisting consume*-Politikern über alle Bedenken hinweg.¹

Wenigstens für europäisches Denken ist im Hinblick auf die Naturgegebenheiten wichtiger als die Hoffnung auf verschwenderischen Verbrauch die eigene Erfahrung.

Es ist ein Stück Schicksal der Deutschen, daß von dem, was sie wirken, gerade das, was zu ihrer Abwertung Anlaß gibt, von andern in helles Licht gerückt werden kann, dagegen worin sie sich wirklich verdient gemacht haben, unbeachtet bleibt. Was in Deutschland im Kampf gegen die lawinenartig gewachsene Arbeitslosigkeit während der Weltwirtschaftskrise geleistet wurde, verdiente mehr beachtet zu werden, als es bisher geschehen ist. Man kann aus voller Überzeugung Schmölders zustimmen, wenn er im Geleitwort zu einer vortrefflichen Veröffentlichung über Vollbeschäftigung durch Geldschöpfung und Haushaltsdefizit schreibt:²

Unbestreitbar dürfte der Erfahrungsschatz, den praktische wirtschaftspolitische Experimente der unmittelbaren Anschauung zu bieten vermögen, in keinem Lande größer sein als in der von beispiellosen Krisen heimgesuchten, zu unvergleichlichen kriegswirtschaftlichen Leistungen aufgepeitschten und im schließlichen Zusammenbruch in einem Maße zerschmetterten deutschen Volkswirtschaft, wie es in der modernen Geschichte keine Parallele gibt.

Und er hat recht, wenn er geltend macht, daß, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, die Wirtschafts- und Sozial-

¹ Es ist durchsichtig genug, daß man hier einer Tendenz gegenübersteht, die einen tiefen Wandel des Menschen voraussetzt. Es ist der Beginn der Überwindung von Gefühlsregungen, die dem Menschen im Laufe einer in Jahrtausenden gewordenen Zivilisation und Kultur auch zu seiner sachlichen Umwelt ein wertgetragenes Verhältnis gewinnen ließen. So ist man an das tiefe Wort erinnert, das Goethe in seiner Sturm- und Drangzeit geschrieben hat:

Sei gefühllos –
Ein leicht beweglich Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

² „Vollbeschäftigung“ – durch Geldschöpfung und Haushaltdefizit? Finanzwissenschaftliche Forschungsarbeiten, hrsg. v. Prof. D. G. Schmölders, Köln 1950. (Nicht im Buchhandel.)

wissenschaft des Auslandes von diesen Erfahrungen, bitter und schmerzlich, wie sie für uns waren, im Überschwang immer verfeinerter theoretischer Deduktionen kaum Notiz genommen, viel weniger sie auf ihren Aussagewert für die Problematik der Arbeitsbeschaffung, Geld- und Kreditschöpfung, Defizitfinanzierung und Steuerpolitik gründlich untersucht hat.

Es ist in diesem Zusammenhang auf die wichtigen Beiträge zur Vollbeschäftigungs-Politik und die monetäre Depressionstherapie nicht weiter einzugehen, aber es darf festgestellt werden, daß, abgesehen von der globalen Behandlung der in Frage kommenden Kategorien und Größen, eine Theoretisierung der Zusammenhänge, aus der die Bedingungen der Vollbeschäftigung in einem modernen Sozialwirtschaftskörper zu erkennen sind, keinesfalls sich auf die den Ablauf des wirtschaftlichen Geschehens nur mitbestimmenden mehrerwähnten drei psychologischen Neigungen beschränken durfte, wenn sie nicht sich dem Vorwurf der Oberflächlichkeit aussetzen wollte.

VII

Die Stellung des Staates in der Theorie und zur Theorie

Den Zusammenhang zwischen der Rolle des Staates im volkswirtschaftlichen Leben einerseits und den theoretischen Lehren der Nationalökonomie hat der sehr feine Kopf Lorenz v. Stein als so eng erkannt, daß er die theoretischen Systeme der Nationalökonomie geradezu als Systeme der wirtschaftlichen öffentlichen Verwaltung bezeichnen zu können glaubte. Und in der Tat ändern sich mit den theoretischen Anschauungen über das Wirtschaftsgefüge auch immer Anschauungen über die Stellung und Rolle des Staates in der Volkswirtschaft und damit ebenso die Forderungen der Praxis und der Politik. Neue theoretische Wirtschaftsanschauungen werden daher, wie auch Adolf Wagner gelehrt hat, immer in Wechselwirkung stehen mit Veränderungen der praktischen Verhältnisse (er dachte an Produktionstechnik und -Ökonomik, Verkehr, sittliche und Rechtsanschauung, insbesondere Rechtsnormen für Freiheit und Eigentum

usw.), worin der Staat als souveräne Gebietskörperschaft zu bestimmen hat.

Der Zusammenhang, den Adolf Wagner sehr ausdrücklich hervorhebt, steht außer Zweifel. Mindestens aber nicht konstant ist die Richtung in der zwischen Theorie und Verwaltung bestehenden Kausalität.

Daß im Merkantilismus der Staatswille ein Initiator für das „Neue“ war und daß von seinem Wollen aus die Deutung der volkswirtschaftlichen Zusammenhänge wissenschaftlich erfolgte (kameralistische Theorien), steht ebenso außer Zweifel wie die Einsicht, daß die Aufklärung zunächst in der physiokratischen Ideenwelt und dann in der Theorie der klassischen Schule ein so entscheidendes Protestdenken brachte, daß der Staat aus seiner Gestaltungsrolle, die er im Merkantilismus sich angeeignet hatte, herausgedrängt wurde. Jeder nüchterne Beobachter des heutigen Verhältnisses zwischen den „theoretischen Ordnern“ des gesamtwirtschaftlichen Geschehens und der Rolle des Staates wird zugeben, daß wir in einer Entwicklungsphase stehen, in der um die Führung in diesem Kausalverhältnis gerungen wird. In den am letzten Krieg beteiligten Staaten weisen der Tatsachenbestand und die Erfahrung unverkennbar in der Richtung, daß die Erschütterung des sozialwirtschaftlichen Gefüges und die Störung der Bewegung in ihm, also geradezu die Auflösung des Zusammenhanges, wie er in Generationen des Rechtsstaates entstanden war, den Staat zur Arrogierung von Aufgaben und Rechten – „Arrogierung“ namentlich im Hinblick auf die Zerbröckelung alter, auch verfassungsmäßig gesicherter Individualrechte – gezwungen hat. Wie in der Periode des Absolutismus der Staat in umfassendster Weise in der Bevölkerungs- und allgemeinen Landeskulturpolitik Träger und Verwirklicher von auf Machtmehrung gerichteten Ideen bis in das Gebiet des Familienrechts (Ehe!), aber auch der Produktionstechnik geworden ist, so scheint er auch heute – ohne ein klares Ziel nur auf die demokratische Form bedacht – in dieser Richtung aktiv werden zu sollen. Kann demgegenüber die ökonomische Theorie sich darauf beschränken, von diesem Zustand Akt zu nehmen?

Erinnern wir uns: wichtigster Teil dieser neuen Theorie ist die Verbrauchsfunktion: nur die Beständigkeit des Verbrauchs

bierte die Gewähr, daß die Sozialwirtschaft vor Störungen in ihrem Ablauf bewahrt bleibt. Diese Beständigkeit kann nach dieser Theorie nur mit dem Eingreifen des Staates erreicht werden. Er hat daher Planung und Durchführung des Geplanten zu übernehmen. Fragen der Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit des autoritären Organapparates, die bisher zu den Gesichtspunkten gehörten, von denen aus solche Erweiterungen der Staatstätigkeit beurteilt wurden, kommen nicht mehr zur Geltung. Das liberale Argument, daß eine Wohlstandsvernichtung in einem einzigen Jahr der Arbeitslosigkeit größer ist als Verschwendung durch Kapitalfehlinvestitionen in 10 Jahren (F. Graham), wird hier von den Gegnern des Freiheitsprinzips geltend gemacht.

Nicht nur politische Umwälzungen und Kriege, also exogene schroffste Tatsachen, auch das sozialphilosophische Denken und das sozialpolitische Wollen haben einen Einfluß gewonnen auf das tatsächliche Geschehen, der auch von der theoretischen Arbeit nicht unbeachtet bleiben konnte, denn in dem Geschehen ist der Staat immer mehr ein über den individuellen Planungen waltender Gestalter geworden, ein Dritter neben Konsument und Produzent. Der Idee sozialer Gerechtigkeit entspricht das Streben nach einer Ausglei chung der Einkommen, und nur der allen übergeordnete Staatswille kann diese Idee heute mit Aussicht auf Erfolg aufgreifen und an ihre Verwirklichung herangehen. Immer allgemeiner, immer umfassender wird der Appell: Staat, hilf! Du Staat hast die Pflicht, die Existenz des einzelnen zu sichern, wenn die freie Wirtschaft uns die Existenz nicht beschafft! Auch zu dieser durch die Kriegswirkungen und damit zusammenhängende Folgen in vorher nie gedachten Ausmaßen erweiterten Programmatik der Sozialpolitik mußte die Wirtschaftswissenschaft nun Stellung nehmen.

Es handelt sich da nicht mehr nur noch um Korrekturen der Staatsgewalt gegenüber den Entartungen und dem Versagen der freien Wirtschaft, sondern um auf Millionen hilflos gewordener Menschen sich erstreckende Versorgungskomplexe, wie sie in Europa und Indien das Flüchtlingsproblem, in anderen Kontinenten Leistungsunfähigkeit und Besitzungleichheiten heraufgeführt haben.

Wohl war der Staatshaushalt schon seit Jahrzehnten der größte Verbrauchswirtschaftskörper geworden, aber er war dabei in seiner Mittelbeschaffung nur wie ein maßvoll besonnener, ja zurückhaltender Kostgänger der Produktionswirtschaft aufgetreten: sorgfältig nach wirklicher Leistungsfähigkeit tastend (Terhalle).

Jetzt war der Aufgabenkreis des Staates, waren seine Ansprüche gegenüber den Wirtschaftsplänen aller einzelnen zu etwas quantitativ wie qualitativ völlig anderem geworden. Das von Adolf Wagner formulierte mehr historische als theoretische Gesetz von der wachsenden Ausdehnung des Finanzbedarfs¹ als Wirkung wachsender Ausdehnung der Staatstätigkeiten hat sich in nur allzu kurzer Zeit in riesigen Ausmaßen und unter Umständen als harte Wirklichkeit erwiesen, die den einzelnen wie die kollektive Wirtschaftskraft da und dort bis an den Rand der Erschöpfung bedrückt. Und dieser Wandel ist um so verhängnisvoller, als mit ihm Energien des ursprünglichen sozialen Wirtschaftskörpers immer mehr zu versagen drohen: das Gefühl für Selbstverantwortung und die Kraft zur Selbsthilfe. Das um den Begriff der Solidarität herum entwickelte Wirken ist nur noch im Wirkungsbereich der Caritas von Bedeutung.

Die öffentlichen Haushalte von Staat, Provinzen, Gemeinden sind sowohl hinsichtlich der zu erfüllenden Zwecke wie natürlich auch der zu beschaffenden Mittel zur Erfüllung dieser Zwecke vor völlig neuartige Aufgaben gestellt, weil das Verhältnis der zu öffentlichen, insbesondere Staatszwecken notwendig gewordenen Mittel zu dem gesamten Mittlerfordernis der Wirtschaftsgesellschaft an sich schon eine Strukturwandlung bedeutet, die für die Gesellschaftsordnung nicht ohne Wirkung sein kann.

Die Konsequenz formuliert m. E. Erich Schneider richtig, wenn er nicht nur die Synthese zwischen Betriebswirtschaftslehre und Volkswirtschaftslehre als Merkmal der Wirtschaftstheorie unserer Zeit betont, sondern auch die Einbeziehung der Finanzwissenschaft in diese Synthese im Rahmen

¹ Vgl. hierzu Terhalle, Die Finanzwirtschaft des Staates und der Gemeinden, 1948, S. 42 ff., Alfr. Amonn, Grundsätze der Finanzwissenschaft I 1947 S. 121. Aber gegenüber Wagners Gesetz überraschend scharf ablehnend F. P. Schneider, Adolf Wagner als Finanztheoretiker, in Festgabe für Adolf Weber. 1951.

der theoretischen Durchleuchtung des Gesamtwirtschaftsprozesses, also im Rahmen der Verlaufsanalyse der gesamten gesellschaftlichen Wirtschaftsvorgänge, als notwendig erklärt. Denn dadurch erst werde dieser Teil unserer Wissenschaft aus seiner früheren und bisher isolierten Stellung, ohne die Verbindung zu den Preisbildungsvorgängen, nunmehr in den Zusammenhang mit der Preisproblematik gebracht und in die Verkehrswirtschaftstheorie eingegliedert.

Ganz in demselben Geist hat Alvin Hansen,¹ ein Hauptberater in Roosevelts Brain Trust, Professor an der Harvard University, nachgewiesen und hat Lord Beveridge² in einem 1944 erschienenen Memorandum die praktischen Konsequenzen der neuen Anschauungen für eine auf Vollbeschäftigung abzielende zentrale Wirtschaftspolitik, wie es scheint, allerdings mindestens für die gegenwärtige, wahrlich noch höchst problematische Nachkriegs-Rekonvaleszenz überzeugend dargetan.

Dieses Aufgehen der finanzwirtschaftlichen Planung in dem Streben nach einer gesunden Volkswirtschaft und damit die Verschmelzung der Finanzwissenschaft mit der Volkswirtschaftslehre ist unter dem Gesichtspunkt der heutigen Auffassung von den sozialen Pflichten der staatlichen Gemeinschaft höchst aktuell geworden. Schon Bismarck hat das Recht auf Arbeit als dasjenige von den drei sozialistischen Grundrechten – Recht auf Existenz, Recht auf den vollen Arbeitsertrag und Recht auf Arbeit – anerkannt, an dem der Staat nicht vorübergehen könne.

Wenn in dem Gefüge der freien Verkehrswirtschaft der Arbeitssuchende, also Arbeitswillige, Arbeit nicht finden kann, dann erscheinen Eingriffe des Staates in die freie Wirtschaft gerechtfertigt, ja unentbehrlich, wenn volle Beschäftigung solcher Arbeitskräfte bewirkt werden soll. Entsprechen nun aber diesem Wirksamwerden der öffentlichen Haushalte, insonderheit des Staates überhaupt noch die Problemstellungen der Theorie?

Deutschlands Erfahrungen mit der Steuerhöhe bis zu 95% der Reinerträge haben für die Notwendigkeit dieser Erweiterung der theoretischen Forschungsarbeit genügende Beweise erbracht.

¹ Alvin H. Hansen, *Fiscal policy and Business Cycles*, New York 1946.

² Will Beveridge, *The Economics of Full Employment*. Studies prepared by the Oxford University Institute of Statistics, 1944.

So zieht eine Reihe ausgezeichnete theoretischer Köpfe des Auslands wie Deutschlands, wie z. B. Gerhard Colm, Fritz Karl Mann und besonders radikal Andreas Paulsen, die Konsequenz ins Institutionelle, daß der Staatshaushalt nicht mehr nur einfach wie die größte der vielen privaten Haushaltungen, und zwar als eine solche mit öffentlicher Rechenschaftspflicht über Ausgaben und Deckung, aufgefaßt werden dürfe, sondern als der krönende Teil eines Gesamthaushaltes der gesamten Volkswirtschaft, der die gesamten Einkommen, Ausgaben, Vermögensbildungen der Volkswirtschaft nachzuweisen, also jedenfalls auch zu erforschen habe, weil erst auf Grund dieser Größen die Fiskalpolitik und damit der Wirtschaftsplan der öffentlichen Körper gesund gestaltet werden kann, immer mit dem Bewußtsein und der Bedachtnahme darauf, daß dieses Planen den Gesamtverlauf des volkswirtschaftlichen Prozesses und die volkswirtschaftliche Gesamtlage mit bestimmt. Wurden also früher Staatseinnahmen- und -ausgaben ganz vorwiegend unter fiskalischem Aspekt gesehen und behandelt, so müssen sie jetzt in erster Linie als Mittel der Beeinflussung der allgemeinen wirtschaftlichen Aktivität betrachtet und durchdacht werden.

Das alles – so schließt Erich Schneider¹ – bedeutet, daß wir auch die in einer freien Verkehrswirtschaft auftretenden Konjunkturbewegungen nicht mehr als unabänderliches, von uns wie ein Schicksal hinzunehmendes Phänomen anzusehen haben, sondern als das, was sie in Wirklichkeit sind: aus menschlichen Entscheidungen resultierende Schwankungen gewisser Elemente des Wirtschaftssystems, die sich sehr wohl durch andere menschliche Entscheidungen neutralisieren lassen.

Wieder steht man vor der oben (S. 81) aufgerollten Frage: Ist gegenüber dieser Wandlung in dem wirklichen Geschehen eine Theorie der Vollbeschäftigung, auch als dynamische, noch möglich? Kann die Inbeziehungsetzung von in Frage kommenden Größen sinnvoll sein, wenn in jeder Kombination irgendwelcher abhängig oder unabhängig Variablen mit dem Staatswillen als

¹ E. Schneider, Das Gesicht der Wirtschaftstheorie unserer Zeit und das Studium der Wirtschaftswissenschaften, 1947, S. 13.

deus ex machina gerechnet werden muß, weil nicht bei dem Gefüge aus rationalen Entschlüssen, sondern bei der Macht die Entscheidung liegt?

Wenn diese Frage nicht unbedingt bejaht werden kann, so nicht nur, weil solche „exogenen“ Eingriffe einer autoritären Macht in jenes im wesentlichen doch rational orientierte Gefüge des Wollens und Handelns der vielen Einzelnen irgendwie ändernd und sooft bewußt störend wirken. Mehr, als es aufs erste scheint, können Strukturänderungen im Gesamteinkommen zu Unregelmäßigkeiten führen, die eine Theoretisierung des Prozesses kaum noch möglich machen. Nun war durchaus nicht erst Keynes bemüht, der Bedeutung dieses Energiestromes, des Einkommens, theoretisch gerecht zu werden. Die quantitativen Schwankungen, das Anschwellen und Abebben des Einkommensstromes, die planmäßigen Regulierungen seiner dynamischen Effizienz sind lange schon insbesondere im Zusammenhang mit Inflation und Deflation Gegenstand theoretischer Forschung. Neu aber ist das starke Anwachsen der Quote von Einkommen, die nicht auf Grund von Leistung, nicht auf Grund eines Beitrages zum Sozialprodukt in den Verkehr fließt: leistungsfreies Einkommen.

Das sozialwirtschaftliche Gefüge zeigt eine große Elastizität, eine große Zahl mehr oder minder elastischer Funktionen. Die Elastizität der Sozialwirtschaft wird auch das Anwachsen leistungsfreier Einkommen überwinden helfen. Aber nur bis zu einer gewissen Quote wird dieses Anwachsen ohne Wirkung auf den sozialwirtschaftlichen Prozeß bleiben. Nach dem Überschreiten dieser Grenze werden Störungen fühlbar. Und mit der dann noch wachsenden Quote des leistungsfreien Einkommens beeinflussen der Wohlfahrtsstaat und andere zu solchen Leistungen verpflichtete öffentliche Haushalte unausweichlich Angebot und Nachfrage, aber insbesondere eines die Ansprüche der Beschäftigung Suchenden auf den Arbeitsmärkten.

Es ist durchsichtig genug, daß die Erhöhung der Quote der leistungsfreien Einkommen als zusätzliche Kaufkraft auf den Märkten wirksam wird, ohne daß das Sozialprodukt entsprechend steigen würde. Aber allzusehr wird unterschätzt, daß jede Einkommenmehrung, die nicht begleitet ist von einer Verbesserung der Marktversorgung gerade in jenen Gütersorten, die mit dem Einkommenszuwachs gekauft werden wollen, die Tendenz zur Preis-

steigerung auslöst. Wird damit eine Lohn-Preis-Schraube in Gang gesetzt, so sind offenbar die Voraussetzungen für eine inflationistische Preisbewegung gegeben.

Eine weitere Wirkung, die der Gesetzgeber gewiß nicht beabsichtigt, ist die, daß unkontrollierbare Schwarzarbeit, mit der die Unzulänglichkeit der leistungsfreien Einkommen korrigiert werden will, immer mehr um sich greift.¹

Das Ergebnis ist ein unsauberes Wirklichkeitsgewirr, dem gegenüber sinnvolle theoretische Problemstellung kaum zu gewinnen sein dürfte.

Soweit hier für die theoretische Arbeit Grenzen gesehen werden, soll damit keineswegs die Leistungsfähigkeit der neuen theoretischen Arbeit und insbesondere ihrer wesentlich umfassenderen statistischen Unterbauung in Zweifel gezogen werden.

Es ist nicht gleichgültig, daß gegenüber dem 1933 in den USA. überraschend aufgekommenen Optimismus das deutsche Konjunkturforschungsinstitut auf Grund seiner sorgfältigen Begleitung der Wirklichkeit im Zusammenhang mit theoretischen Erkenntnissen diesen Optimismus als unberechtigt gekennzeichnet hat und daß bald darauf die Wirklichkeit dem Institut recht gegeben hat. Die Wahrscheinlichkeitswerte der Konjunkturtheorien haben sich oft bewährt.

Nun bleibt freilich offenbar eine Schwäche unserer Wissenschaft immer zu beachten. Wir haben es in aller Wirtschaft mit einem Geschehen zu tun, das unmittelbar als menschliches vernunftgeleitetes Handeln erscheint, wenn auch die zu dem Handeln führenden Entschlüsse weitgehend durch objektive, von menschlichem Willen nicht beeinflussbare Ereignisse – Naturvorgänge von kleinen Ernteschwankungen bis zu den meteorologischen oder tektonischen Katastrophen – innerviert oder bestimmt werden, sie wirken auf das sozialwirtschaftliche Geschehen immer über den Menschen. Und wenn wir uns beschränken, in unsere theoretischen Gleichungssysteme nur Dimensionen (Gütermengen und Werte) einzusetzen, so haftet ihnen doch die Schwäche der Mittelbarkeit an; wenn das Geschehen kausal verstanden werden will, muß das sie gestaltende Energieelement nicht nur beobachtet, sondern irgendwie auch

¹ Nur die Differenz zwischen arbeitsloser Rente und dem auf dem Arbeitsmarkt regulären Lohn wird als wirklicher Lohn für die zu leistende Arbeit wirksam.

in das theoretische System eingeschaltet werden, und für diese Aufgabe gilt, was Amonn in seiner inhaltsreichen Rektoratsrede¹ zusammengefaßt hat: Wir haben es bei allen Größenverhältnissen mit mathematisch bestimmbaren Größen zu tun, aber die die Größen bestimmenden Kräfte sind bei normalen wie bei abnormalen Strukturverhältnissen zumeist nicht meßbar, und wo ein Schluß auf sie aus statistischen Daten möglich ist, bleibt er problematisch, ein Wahrscheinlichkeitsschluß, weil auch die aus Differenzen statistischer Größen ableitbaren Schlüsse auf die sie gestaltende Energie Produkt des menschlichen Denkens und diese Energie der menschliche Wille ist, also der Mensch, der als entscheidendste Energie keine Konstante ist.

Und warum sollen wir in den Geisteswissenschaften darin besser daran sein als die exakten Naturwissenschaften? Immer ist zu wiederholen: wo menschlicher Wille in Größen Ausdruck findet, ist immer nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß ex post aus den statistischen Zahlen möglich.

¹ Alfred Amonn, Die klassische und die moderne Nationalökonomie. Rektoratsrede Bern, 1949.

Namensregister

a hinter der Seitenzahl bedeutet, daß der Name in einer Anmerkung auf der betreffenden Seite auftaucht

- | | |
|---|--|
| <p>Åkerman, J. 50
 Amonn, A. 6, 20a, 28a, 30, 36, 74a, 89a, 94
 Amoroso, L. 56
 Beveridge, W. H. 90
 v. Bismarck, O. 90
 v. Böhm-Bawerk, E. 6a, 25, 53
 Boulding, K. E. 18, 21a, 24a, 41, 47a, 56, 68
 Bücher, K., 59, 64
 Carell, E. 48, 49
 Cassel, G. 25, 53
 Clark, J. B. 31, 45a
 Colm, G. 91
 Comte, A. 29
 Dobb, M. H. 15a
 Dühring, E. 12
 Edgeworth, F. Y. 74
 Engels, F. 26
 Eucken, W. 20, 22, 23, 29, 34, 39, 40, 57-66, 69, 71a, 72
 Forstmann, A. 76a
 Frisch, R. 34, 50
 Gossen, H. 11, 53
 Graham, F. 88
 Haberler, G. 38, 44
 Haller, H. 11a
 Halm, G. N. 25a, 55, 73
 Hansen, A. H. 80, 81, 90
 Harrod, R. F. 33, 38, 43a, 54
 Hicks, J. R. 50, 56
 Hildebrand, R. 60
 Hutcheson, Fr. 15
 Jevons, W. St. 53
 Jöhr, W. A. 82a
 Kern, F. 61</p> | <p>Keynes, J. M. 73, 74, 75, 77, 79, 81, 82, 83
 Knapp, G. F. 76a
 Koppers, W. 61
 Kruse, A. 74a
 Kumpmann, K. 76a
 Lange, O. 55
 Liefmann, R. 12
 Lindahl E. 50
 Mahr, W. 75a
 Malthus, Th. R. 10a, 15, 39
 de Man H. 61
 Mann, F. K. 91
 Marshall, A. 25, 29, 50, 74, 80
 Marx, K. 26, 27, 28
 Mayer, H. 8a, 20a, 50, 51, 52a, 53
 Menger, C. 5a, 25, 53
 Menghin, O. 61
 Mill, J. St. 10, 53
 Myrdal, G. 50
 Ohlin, B. 50
 Oppenheimer, F. 12
 Owen, R. 39
 Pareto, V. 25, 53
 Pascal, B. 61
 Paulsen, A. 38, 45, 51a, 57, 80a, 81a, 91
 Peter, H. 50, 74a
 Predöhl, A. 35, 70, 83
 Quesnay, F. 10a
 Ricardo, D. 15, 28, 30, 56
 Rickert, H. 8
 Riemers, S. 37a
 Ritschl, H. 11
 Röper, B. 70a
 Rörig, Fr. 61
 Rokitansky 8</p> |
|---|--|

- Roos, C. T. 50
 Roosevelt, F. D. 90
 Samuelson, P. A. 50
 Say, J. B. 14, 27, 75
 Schmidt, P. W. 61
 Schmölders, D. G. 85
 Schmoller, G. 5, 6a, 10a, 11a, 58, 59
 Schneider, E. 34a, 43, 50, 54, 55a,
 56, 68, 69a, 70a, 89, 91
 Schneider, F. P. 89
 Schopenhauer, A. 78
 v. Schulte, A. 60
 Schumpeter, J. 10a, 15, 30, 32, 35,
 38, 41, 44, 69, 70
 de Sismondi, S. 39
 Smith, A. 9, 10, 15
 Sombart, W. 11, 59
 Spann, O. 12
 Spiethoff, A. 11, 39, 41, 42a, 59, 73
 Sraffa, P. 15a
 v. Stackelberg, H. 23, 24, 50, 55a, 56
 v. Stein, L. 12, 86
 Steransky 8
 Strieder, J. 60
 Terhalle, F. 89
 v. Thünen, J. H. 10, 25, 28a
 Thurnwald, R. 61
 Tinbergen, J. v. 50, 55
 v. Virchow, R. 8
 Wagemann, E. 39
 Wagner, A. 16a, 86, 87, 89
 Walras, L. 25
 Webb, B. u. S. 77a
 Weber, Adolf 25a, 82, 84
 Wicksell, K. 53
 v. Wieser, F. 53
 v. Zwiedineck Südenhorst, O. 16a,
 47a, 50a, 57a, 71a, 75a